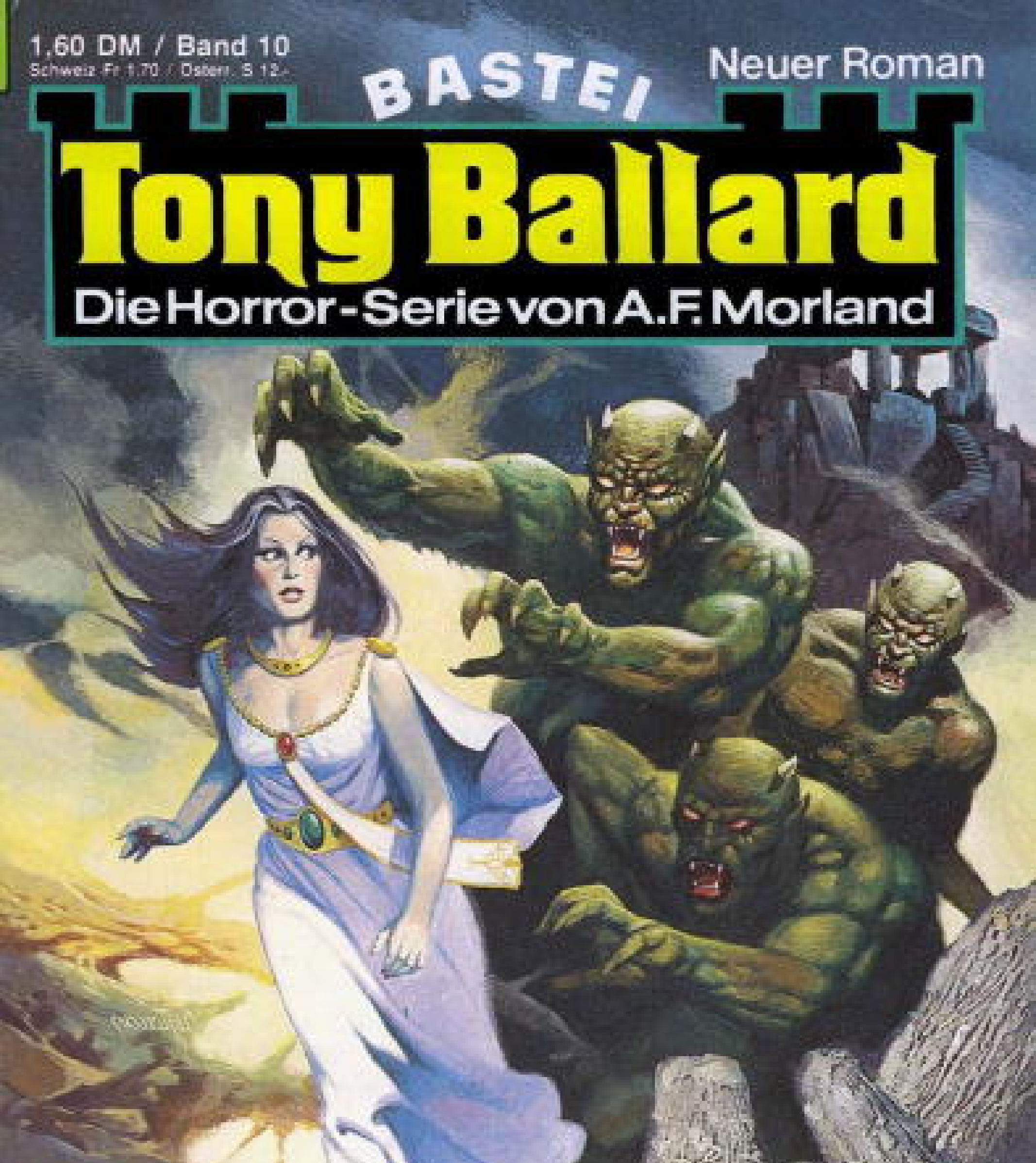


Die weiße Hexe



Die weiße Hexe

Tony Ballard Nr. 10

von A.F.Morland

erschienen am 04.02.1983

Die weiße Hexe

Er hatte schon einmal versucht, sich Roxane, die Hexe aus dem Jenseits, zu holen, und wir wußten, daß er wiederkommen würde. Wenn sich Mr. Silver nicht täuschte, dann befand sich Mago, der Schwarzmagier, der Jäger der abtrünnigen Hexen, wieder in der Stadt.

Es war nur eine Frage der Zeit, bis er zuschlagen würde. Das Warten zermürbte uns, aber wir konnten nichts anderes tun.

Bis uns der Anruf erreichte.

Von da an ging's rund…

Schatzsucher? In der heutigen Zeit? Gibt es nicht?
Doch, die gibt es.
Sie hießen Ian Ekenberry und Bruce Perkins. Zwei Träumer und Phantasten. Der eine groß, mit langem, blondem, strähnigem Haar, unsteten Augen und schmalem Gesicht. Der andere mittelgroß, leicht rundlich – ein Pykniker mit Bart. Sie glaubten noch daran, daß man Schätze finden kann. Man mußte ihrer Meinung nach nur beharrlich genug sein Ziel verfolgen.
Aus diesem Grund hatten sie sich eine reichhaltige Ausrüstung gekauft und die Ruine Death Stone vor den Toren Londons aufgesucht.
Perkins war nämlich ein uraltes Buch in die Hände gefallen, in dem über wertvolle Schätze geschrieben stand.
Für ihn und Ekenberry sah das wie ein Wink des Schicksals aus.
Sie wollten raus aus der zermürbenden Tretmühle des Alltags.
Keiner der beiden konnte sich vorstellen, so weiterzuleben wie bisher. Sie wären gern ausgestiegen. Aber nicht als arme Schlucker, sondern mit viel Geld in den Taschen, um sich ein freies, unbeschwertes Leben leisten zu können.
Ihre ganze Hoffnung hängten sie daran, auf Death Stone einen Schatz zu finden. Wie besessen gruben sie ein Loch neben dem anderen. Bald hielten sie sich nicht mehr an die ungenaue Skizze.
Aber die Hoffnung blieb.
Und was fanden sie?
Den Schädel eines schwarzen Druiden!
Dieser Totenkopf war für Menschen wertlos, aber wenn er in die Hände eines Dämons gelangte, verlieh er diesem eine gefährliche Macht.
Zwei Dämonensippen wollten den Schädel des schwarzen Druiden in ihren Besitz bringen. Ihre Anführer – Mort Montero und Zapor Xant – kämpften mit letztem Einsatz darum, und Zapor Xant entschied die Auseinandersetzung für sich. Er vernichtete Mort Montero mit Hilfe des Druidenschädels.
Und Ian Ekenberry und Bruce Perkins wären dabei beinahe zwischen die Mühlsteine geraten.
Sie hätten ihr Leben verloren, wenn nicht Tony Ballard, der Dämonenhasser, eingegriffen hätte. Gemeinsam mit seinem Wiener Freund Vladek Rodensky gelang es dem Privatdetektiv, mit dem gefährlichen Spuk aufzuräumen. Zapor Xant verlor sein schwarzes Leben, und der Schädel des schwarzen Druiden wurde zerstört.
Damit war Death Stone entschärft.
Als Ekenberry und Perkins das hörten, vergaßen sie ihre Absicht, unverrichteterdinge wieder nach Hause zu fahren. Sie entschieden sich fürs Bleiben. Jetzt wollten sie den Schatz erst recht finden.
Täglich gruben sie zwölf Stunden.

Ganz Death Stone gruben sie um.
Eine Woche lang schufteten sie mit zäher Verbissenheit. Aber ohne Erfolg. Erste Zweifel stellten sich ein. Bei beiden Männern war eine leichte Entmutigung festzustellen. Das alte Buch schien nichts wert zu sein. Die Berichte über vergrabene oder versunkene Schätze schien sich der Autor aus den Fingern gesogen zu haben.
Ian Ekenberry lehnte sich müde an eine Wand aus unregelmäßigen Steinen. Er schwitzte, war schmutzig und hatte Schwielen an den Händen. So schwer wie in den letzten sieben Tagen hatte er noch nie in seinem Leben gearbeitet. Sollte wirklich alles für die Katz gewesen sein?
Ekenberry schüttelte entmutigt den Kopf. »Ich weiß nicht, ob es noch einen Sinn hat, weiterzugraben, Bruce.«
Perkins legte den Spaten beiseite. »Du willst aufgeben?«
»Das Buch ist nur für eines gut: zum Einheizen«, brummte Ekenberry. »Es gibt keinen Schatz auf Death Stone. Wir hätten ihn längst finden müssen, wenn er hier irgendwo wäre.«
Perkins lehnte sich neben seinen Freund an das Mauerfragment.
»Die ganze Schufterei umsonst.«
»Das war unser Risiko.«
»Kein Reichtum. Das heißt, wir müssen an unsere verhaßten Plätze zurückkehren und ein Leben fortsetzen, das uns ankotzt.«
»Wir werden eine andere Möglichkeit finden, auszusteigen, Bruce. Laß den Kopf nicht hängen. Noch ist nicht aller Tage Abend. Wir sind jung. Vielleicht hat das Schicksal noch Großes mit uns vor. Ich bin sicher, daß uns das Glück eines Tages doch hold sein wird. Man muß nur fest daran glauben.«
Perkins nahm das in Leder gebundene Buch in die Hand. Grimmig blätterte er darin. »Alles Lügengeschichten!« knurrte er. »Ist wirklich nichts von alldem wahr, was in diesem Buch steht, Ian?«
»Ich weiß es nicht.«
»Aus welchem Grund hätte der Autor das Buch dann überhaupt geschrieben? Um Leute wie uns an der Nase herumzuführen?«
»Es ist ein sehr altes Buch«, sagte Ekenberry. »Vielleicht fiel es schon mal jemandem in die Hände. Es muß oft den Besitzer gewechselt haben.«
Perkins verstand, worauf sein Freund hinaus wollte. »Du meinst, einer der früheren Besitzer könnte auf die Idee gekommen sein, mit Hilfe des Buches hier nach dem Schatz zu suchen?«
Ian Ekenberry nickte. »Wäre doch immerhin möglich.«
»Und dieser Mann muß den Schatz auch gefunden haben, sonst wäre er noch hier«, stellte Bruce Perkins fest. Er kratzte sich im Bart.
»So muß die Sache gelaufen sein. Jemand wurde schon vor uns hier auf Death Stone fündig. Kein Wunder, daß wir jetzt durch die

schwieligen Finger gucken. Aber dieser Gedanke bringt mich auf eine Idee, Ian.«

Ekenberry verzog das Gesicht zu einem müden Grinsen. »Mich auch, Kamerad.«

Perkins lachte. »Wir denken doch immerzu desselbe.«

»Deshalb sind wir auch so gute Freunde.«

»Kongeniale Partner.«

»Gleich und gleich gesellt sich gern«, sagte Ekenberry.

»Sehr richtig«, bestätigte Bruce Perkins. Er hob das Buch hoch.

»Wir kamen also beide soeben zu der Überzeugung, daß die Schatzgeschichten nicht getürkt sind, die in diesem alten Buch stehen.«

»Es kam uns nur jemand zuvor«, sagte Ian Ekenberry.

»In dem Buch steht nicht bloß etwas von dem Schatz«, sagte Perkins mit optimistisch strahlenden Augen. »Darin ist von mindestens zwanzig Schätzen die Rede.«

»Und zwanzigmal kann uns niemand zuvorgekommen sein!«

stellte Ekenberry überzeugt fest.

»Du sagst es, Freund.«

»Das bedeutet, daß wir noch zwanzig andere Chancen haben, reich zu werden.«

»Zumindest einmal müssen wir Glück haben – nach der Wahrscheinlichkeitstheorie«, baute sich Bruce Perkins weiter auf. Er preßte das Buch wie eine große Kostbarkeit an seine Brust. »Du hast recht, Ian. Es ist noch nicht aller Tage Abend. Wir werden unser Ziel irgendwann doch erreichen. Wenn nicht hier, dann eben woanders. Wo genau, ist letztendlich egal.«

»Bestimmt«, sagte Ekenberry grinsend. Trotz des Mißerfolgs auf Death Stone befand auch er sich in Hochstimmung.

Sie hätten hier vor einer Woche beinahe ihr Leben verloren, aber daran dachten sie kaum noch. Ihr Blick war nach vorn gerichtet, und dort sahen sie ein Ziel aus Gold und Edelsteinen.

»Wir werfen hier das Handtuch«, meinte Ekenberry.

»Aber wir geben nicht auf.«

»Auf gar keinen Fall. Ich betrachte unseren Mißerfolg nicht als Niederlage, sondern als Ansporn«, sagte Ekenberry.

»Stimmt. Ich auch.«

»Wir werden die Berichte im Buch neuerlich studieren und uns für einen anderen Schatz entscheiden.«

Perkins nickte eifrig. »Genau das tun wir.« Er hob den Kopf und stellte fest, daß es allmählich zu dämmern begann. »Packen wir ein?« fragte er den Freund.

Sie trugen das Werkzeug zu Bruce Perkins' blaumetallicfarbenem Talbot 1510. Schlafsäcke, Arbeitskleidung, alles verstauten sie nach

und nach im Wagen.

Die Dämmerung schritt rasch fort.

Erste düstere Schatten senkten sich über Death Stone, diese unheimlich wirkende Ruine, die der Dämonenjäger Tony Ballard entschärft hatte.

»Fertig?« fragte Bruce Perkins und öffnete die Tür auf der Fahrerseite.

Ian Ekenberry faßte sich ans Handgelenk. »Meine Uhr. Ich habe meine Armbanduhr vergessen.«

»In der Ruine?«

»Ja, ich hab' sie abgenommen, um sie beim Graben zu schonen, kann mich im Moment aber nicht erinnern, wohin ich sie gelegt habe. Hilfst du mir beim Suchen?«

»Klar.«

Die erfolglosen Schatzsucher – im Grunde genommen waren sie zwei tragische Figuren, ohne es selbst zu wissen – betraten noch einmal Death Stone. Sie suchten und fanden die Uhr. Ian Ekenberry schob sie auf sein Handgelenk und ließ den Verschluß des Stahlbandes zuschnappen.

Er grinste. »Wäre schade um das teure Stück gewesen. Kein Schatz zu finden und obendrein noch eine Uhr zu verlieren, das wäre eindeutig zuviel des Guten.«

Die Freunde wollten Death Stone lachend verlassen.

Doch plötzlich stutzten sie.

Sie blickten einander überrascht an, denn soeben drang ein verzweifeltes Schluchzen an ihr Ohr.

***

»Hörst du das auch, Bruce?«

»Natürlich.«

Die Männer wandten sich um. Ihr suchender Blick tastete die Mauerfragmente der Ruine ab. Ein unangenehmes Gefühl beschlich sie. Ihnen fiel ein, welchen Horror sie hier erlebt hatten. Tony Ballard hatte ihnen zwar versichert, daß auf Death Stone nun alles in Ordnung wäre, aber der Dämonenjäger konnte sich auch geirrt haben.

Ekenberry zog die Oberlippe zwischen die Zähne. »Da weint jemand. Ein Mädchen.«

»Wir müssen helfen, Ian.«

»Ganz klar.«

Die Schatzsucher stolperten durch die Ruine. Es war jetzt schon so dunkel, daß der Boden zu einem konturlosen Schwarz verschwamm.

»Soll ich die Handlampe…?«

Ian Ekenberry schüttelte den Kopf. »Ach was, Bruce. Wir werden schon nicht auf die Nase fallen.«

Sie gingen weiter. Das Schluchzen wurde mit jedem Schritt, den sie machten, lauter, deutlicher. Es kam aus einer Mauernische, in der es so finster war, daß die Freunde darin niemand erkennen konnten. Wenn jemand weint, dann leidet er. Und Ekenberry und Perkins konnten nicht ertragen, wenn jemand litt.

Sie hofften, helfen zu können.

Ekenberry wischte sich die feuchten Handflächen an der Hose ab.

Je näher sie der Nische kamen, desto zögernder wurden ihre Schritte.

Drei Meter lagen nur noch zwischen ihnen und dem Schluchzen.

Sie vermeinten, in der Dunkelheit eine Gestalt zu sehen.

Ekenberry blieb stehen.

Auch Perkins ging nicht weiter.

»Hallo!« sagte Ian Ekenberry heiser. Er war sehr aufgeregt.

Bewegung in der Dunkelheit. Aus dem Schwarz löste sich ein Mädchen. Ihr Kleid war an vielen Stellen zerrissen, die Haut aufgeschrammt. Ekenberry und Perkins sahen Blut.

Das Mädchen machte zwei unsichere, erschöpfte Schritte vorwärts. Dann kippte sie den verstörten Männern entgegen.

***

Ekenberry und Perkins überwanden die Schrecksekunde und fingen das verletzte Mädchen auf. »Großer Gott!« stöhnte Ekenberry. »Was mag ihr wohl zugestoßen sein?«

»Jemand scheint sie mißhandelt zu haben«, entgegnete Bruce Perkins.

»Los, wir tragen sie zum Wagen, und dann suchen wir dieses Schwein!«

Das Mädchen regte sich nicht mehr, war ohnmächtig geworden.

Ekenberry befürchtete, sie könnte auch innere Verletzungen haben.

Er sagte das seinem Freund, und sie trugen sie sehr vorsichtig aus der Ruine. Bruce Perkins legte die Lehne des Beifahrersitzes um. Sie betteten das Mädchen darauf. Ekenberry strich mit der Hand behutsam das rote Haar aus dem ebenfalls zerschrammten Gesicht.

»Sie ist sehr hübsch«, sagte er leise, als würde das Mädchen schlafen und er wollte sie nicht aufwecken.

»Ja. Bildhübsch«, sagte Perkins. »Komm, wir kaufen uns den Kerl, der sie so zugerichtet hat.«

»Womit bewaffnen wir uns?«

»Unsere Fäuste genügen!« behauptete Perkins grimmig. »Der Bursche kriegt so viel Saueres, wie nie zuvor in seinem Leben. Den machen wir fertig. Dem bringen wir Manieren bei. Er wird sich an keinem Mädchen mehr vergreifen, das schwöre ich dir.«

Die Verletzte seufzte tief.

»Sie scheint das Bewußtsein wiederzuerlangen!« stellte Ekenberry

aufgeregt fest.

Das Mädchen riß plötzlich die Augen auf. Grüne Augen. Verstört und entsetzt starrte sie Ekenberry und Perkins an. Schluchzend hob sie die Arme zur Abwehr.

»Sie brauchen keine Angst zu haben«, sagte Ekenberry sanft.

»Wir tun Ihnen nichts.«

»Wir wollen Sie beschützen«, sagte Perkins.

»Sie haben nichts mehr zu befürchten«, bemerkte Ian Ekenberry.

»Was ist geschehen?«

Das schöne Mädchen starrte ihn an, ohne zu antworten. Ihr Geist schien verwirrt zu sein.

»Haben Sie Schmerzen?« fragte Perkins.

»Ja«, hauchte das Mädchen.

»Wurden Sie überfallen?«

»Ja.«

»Von wem?«

Sie blickte furchtsam an Perkins vorbei. »Bringen Sie mich fort von hier!« bettelte sie aufgeregt. »Schnell! Bitte!«

»Wer hat Sie so zugerichtet?«

»B-i-t-t-e-!« keuchte das rothaarige Mädchen.

»Wie heißen Sie?«

»Oda. Bringen… Sie mich … zu R-o-x-a-n-e …« Ihre Stimme wurde zu einem kaum wahrnehmbaren Flüstern. Sie schloß die Augen und verlor erneut das Bewußtsein.

Bruce Perkins sah seinen Freund ratlos an. »Was tun wir nun?«

Ekenberry rümpfte die Nase. »Wir können uns den Kerl, der das Mädchen so zugerichtet hat, nicht kaufen, Bruce. Oda braucht dringend einen Arzt. Wir wissen nicht, wie schwer sie verletzt ist.«

»Sie möchte, daß wir sie zu Roxane bringen.«

Ekenberry schüttelte den Kopf. »Ich kenne niemanden, der so heißt. Du?«

»Nein, ich auch nicht.«

Aus Death Stone wurde ihnen in diesem Augenblick ein knirschendes Geräusch vom Wind ans Ohr getragen. Sie vermuteten, daß der Mann, der das Mädchen so brutal mißhandelt hatte, gleich die Szene betreten würde. Vielleicht betrachtete er die Kleine als sein Eigentum und wollte sie sich zurückholen. Er sollte sie nicht wiederkriegen, dafür wollten Ekenberry und Perkins sorgen. Kalt und hart wurden ihre Gesichter, und sie ballten die Hände zu Fäusten. Grimmig blickten sie dorthin, woher das Geräusch gekommen war. Es wiederholte sich.

Und einen Moment später hatten Ian Ekenberry und Bruce Perkins das Gefühl, jemand habe sie mit einem schweren Hammer auf den Schädel gehauen!

***

Zwei Gestalten traten aus der Ruine.
Zweifellos keine Menschen!
Grauenerregend sahen sie aus. Ekenberrys und Perkins’ Herz übersprang einen Schlag. Schon einmal waren in Death Stone Dämonen aufgetaucht. Und jetzt schon wieder. Die Ruine schien sich zu einer Art Dämonentreff zu entwickeln. Die Horrorgestalten hatten Ähnlichkeit mit widerlichen Ghouls. Gedrungene Figur, glänzende grüne Haut, stumpfe Hörner auf dem kahlen Kopf und gelbe Rattenzähne. An ihrem Gürtel hing eine zusammengerollte schwarze Peitsche.
Ein heftiges Beben erfaßte die beiden Schatzsucher. Schaudernd dachten sie an ihre erste Begegnung mit Dämonen. Sollten sich all der Schrecken, die Panik, die Todesangst wiederholen?
Die schrecklichen Gestalten griffen nach ihren Peitschen.
Dicke Schweißperlen glänzten auf Ekenberrys Stirn. »Bruce«, preßte er krächzend hervor. »Bruce, wir müssen weg!«
Perkins nickte nur. Er tastete sich zur Fahrertür zurück, ohne den Blick von den unheimlichen Gestalten zu nehmen. Ein kalter Schauer nach dem anderen jagte über seinen Rücken. Die Finger seiner linken Hand berührten das Lenkrad. Er zog sich in das Fahrzeug.
Ian Ekenberry stieg hinter ihm ein und warf die Tür aufgeregt zu.
»Starte!« stieß er aufgeregt hervor. »Um Himmels willen, starte, Bruce!«
Die Grauenerregenden eilten heran. Sie schleiften ihre Lederpeitschen hinter sich her. In seiner maßlosen Erregung fand Bruce Perkins nicht ins Zündschloß. Er stocherte hochgradig nervös herum.
»Schnell!« schrie Ekenberry entsetzt. »Schnell! Schnell! Schnell!«
Die Horrorgestalten hatten die Hälfte des Weges bereits zurückgelegt.
»Mein Gott, wenn wir von hier nicht wegkommen, sind wir verloren!« schrie Ekenberry.
Das wußte Perkins auch, deshalb versuchte er ja so verzweifelt, mit dem Schlüssel ins Schloß zu finden. Endlich tauchte der Schlüssel in die Öffnung. Perkins drehte ihn hektisch. Die Transistorzündung ließ ihn zum Glück nicht im Stich. Er gab ungestüm Gas.
Der Motor brüllte auf.
Die Monster mit den Rattenzähnen holten mit den Peitschen aus.
In diesen Peitschen steckte eine vernichtende Kraft. Damit hätten die Ungeheuer das Fahrzeug in seine Bestandteile zerschlagen und Ekenberry und Perkins in wandelnde Skelette verwandeln können.
Ian Ekenberry krallte seine Finger um den Haltegriff.
Bruce Perkins würgte den Rückwärtsgang hinein.
Die Horrorgestalten schlugen zu. Ihre gefährlichen Peitschen pfiffen laut durch die Luft. Gleichzeitig machte der Talbot einen wilden Satz

zurück. Die Peitschenhiebe verfehlten das Fahrzeug nur um wenige Millimeter. Im höchstmöglichen Tempo raste der Wagen zurück. Die Distanz zwischen den gehörnten Scheusalen und dem Auto vergrößerte sich.

Bruce Perkins riskierte mit dieser Geschwindigkeit, einen Unfall zu bauen. Aber die Panik zwang ihn zu diesem hohen Einsatz. Sein Körper war verdreht. Er starrte nach hinten und lenkte den Talbot verkehrt. Nervös suchte er nach einer Möglichkeit, zu wenden. Die Rückfahrleuchten erfaßten einen schmalen Weg, der in den Mischwald hineinführte. Dort stieß Perkins Talbot mit dem Heck hinein.

Hastig trat Bruce Perkins auf die Bremse. Der Wagen rutschte ein Stück. Bevor er zum Stillstand kam, rammte Perkins den Schalthebel nach vorn. Gas. Der Talbot 1510 schloß vorwärts und stürzte sich förmlich die unbefestigte, gewundene Straße hinunter, die zur Ruine hinaufführte.

Perkins warf gehetzt einen Blick in den Rückspiegel.

Von den Schreckgestalten war nichts mehr zu sehen. Perkins atmete erleichtert auf. »Wir scheinen es geschafft zu haben«, stöhnte er. »Mann, Death Stone sieht mich nie wieder!«

»Ich sag's nicht gern, Bruce, aber es scheint so, als wären wir Pechvögel. Wir ziehen die Gefahr an wie ein Magnet das Eisen.«

»Pechvögel – ja und nein«, erwiderte Perkins und wischte sich mit dem Ärmel den Schweiß von der Stirn. »Immerhin schaffen wir es immer wieder, mit dem Schrecken davonzukommen. Wären wir echte Pechvögel, dann wären wir spätestens heute auf der Strecke geblieben.«

»Glück im Unglück.«

»Richtig.«

Ian Ekenberry betrachtete das ohnmächtige Mädchen, das neben ihm lag. »Diese widerlichen Figuren wollten Oda fertigmachen.«

»Ohne uns hätten sie sie gekriegt«, sagte Perkins.

»Was machen wir jetzt mit ihr?«

»Wir bringen sie zu einem Arzt. Oder noch besser: in ein Krankenhaus.«

Ekenberry nickte. »Das ist wahrscheinlich das Beste.« Während Perkins in eine Asphaltstraße einbog, musterte Ekenberry die Ohnmächtige. Sie hätte ihm eine große Freude bereitet, wenn sie die Augen wieder aufgeschlagen hätte, denn dann hätte er gewußt, daß es ihr wieder etwas besser ging. Er fragte sich, ob es einen Sinn hatte, sie zu untersuchen. Wohl kaum. Er war kein Doktor. Er hätte nicht einmal feststellen können, ob sie sich etwas gebrochen hatte.

Seine Gedanken schweiften ab. Er dachte an Tony Ballard. Den mußten sie anrufen. Der Dämonenjäger würde sich bestimmt unverzüglich nach Death Stone begeben und diese grauenerregenden

Erscheinungen stellen.
Ekenberry wäre gern so mutig wie dieser Tony Ballard gewesen.
Er bewunderte den Privatdetektiv.
Seine Gedanken kehrten zu der Ohnmächtigen zurück. Plötzlich vermeinte er, seinen Augen nicht trauen zu können.
»Bruce!« rief er überrascht aus.
»Ja?«
»Halt an.«
»Wir haben es eilig.«
»Jetzt nicht mehr.«
»Oda muß ins Krankenhaus.«
»Jetzt nicht mehr«, wiederholte Ian Ekenberry.
Das veranlaßte Bruce Perkins zu einer Notbremsung. Er trat kraftvoll auf die Bremse. Die Pneus quietschten und schmierten dicke schwarze Striche auf den Asphalt. Der Talbot stand auf kürzeste Distanz. Bruce Perkins drehte sich beunruhigt um.
»Ist sie… gestorben?« fragte er mit belegter Stimme.
»Sieh sie dir an«, verlangte Ian Ekenberry verdattert.
Perkins richtete sich auf und kniete sich auf den Fahrersitz, um das Gesicht des Mädchens besser sehen zu können. »Meine Güte, was hat das zu bedeuten?« fragte er perplex. »Oda weist ja gar keine Verletzung mehr auf. Ich sehe nicht den geringsten Kratzer mehr.«
»Ich auch nicht, Bruce. Sag, was du willst, da geht es nicht mit rechten Dingen zu. Weißt du, was wir tun?«
»Was?«
»Wir wenden uns an Tony Ballard.«
»Gute Idee«, sagte Perkins und nickte. »Ja, das tun wir.«

***

»Kennst du den Unterschied zwischen dir und der Karibik, Silver?«
fragte ich meinen Freund, den Ex-Dämon.
»Nein«, brummte der Hüne.
»Über der Karibik lacht die Sonne. Über dich die ganze Welt.«
Mr. Silver schaute mich gelangweilt an. »Erwartest du jetzt von mir einen Heiterkeitsausbruch?«
»War doch ein köstlicher Scherz«, sagte ich.
»Finde ich gar nicht. Sich auf anderer Leute Kosten zu amüsieren, ist unschön.«
Ich begab mich zur Hausbar und holte mir einen Pernod. Als ich mit dem Glas in der Hand zurückkehrte, setzte der Ex-Dämon seine übernatürlichen Fähigkeiten ein, um sich zu revanchieren. Er schob mit der Kraft seines starken Willens den Teppich vor meinem Fuß zusammen. Eine hohe Falte entstand. Ich bemerkte es nicht. Mr. Silver, dieser falsche Fuffziger, schaute mir treuherzig in die Augen, so

daß ich keinen Argwohn schöpfte, und prompt stolperte ich.
Das kam für mich so überraschend, daß ich nach vorn fiel.
Der Pernod schwappte aus meinem Glas und klatschte gegen die Wand, während ich lang hinschlug.
Und jetzt brüllte der Ex-Dämon vor Lachen.
Ich erhob mich und bedachte den Hünen mit den Silberhaaren mit einem finsteren Blick. »Von wegen, sich auf anderer Leute Kosten zu amüsieren ist unschön!«
»Jetzt sind wir quitt«, stellte Mr. Silver fest. Er grinste mich breit an.
Es war das erstemal seit mehr als einer Woche, daß er wieder mal ein heiteres Gesicht zeigte, denn er hatte Sorgen. Wir alle hatten Sorgen. Mago, der Schwarzmagier, bereitete uns Kummer. Er war der Jäger der abtrünnigen Hexen, und Roxane, Mr. Silvers Freundin, war eine solche Hexe.
Schon einmal war Mago in London erscheinen, um sich Roxane zu holen. Er und seine widerlichen Schergen hatten es nicht geschafft, aber Mr. Silver hatte zweifelsfrei festgestellt, daß Mago sich erneut in der Stadt eingefunden hatte, und nun hing der Schwarzmagier wie ein Damoklesschwert über der Hexe aus dem Jenseits.
Wir mußten jederzeit mit einem Angriff rechnen.
Deshalb wich Mr. Silver seit Tagen nicht mehr von Roxanes Seite.
Mago sollte sie nicht kriegen.
Der Ex-Dämon hätte liebend gern den Spieß umgedreht und den Schwarzmagier fertiggemacht, aber so leicht war Mago nicht zu erwischen.
Vladek Rodensky, der eigentlich nach London gekommen war, um die neue Brillenkollektion, die seine Firma herausgebracht hatte, vorzustellen, war inzwischen nach Wien zurückgekehrt.
Mein Partner, der reiche Industrielle Tucker Peckinpah, ein Mann mit ungeahnten goldenen Verbindungen, hatte dem Brillenfabrikanten versprochen, das rückläufige Geschäft anzukurbeln und Vladeks Unternehmen neue Absatzmärkte zu erschließen.
Ich wies auf den Pernodfleck an der Wand. »Mach den weg, sonst fällt Vicky über uns her.«
Mr. Silver richtete seine perlmuttfarbenen Augen auf die nasse Stelle auf der Tapete. Die Flüssigkeit verdampfte. Keine unschöne Spur blieb zurück. Ich holte mir noch einen Pernod, und diesmal paßte ich auf den Teppich gut auf.
Roxane betrat den Living-room. Schwarzhaarig und grünäugig.
Eine aufregende Schönheit. Sie besaß die Fähigkeit, zwischen den Dimensionen hin und her zu pendeln, was es möglich machte, sie als Spionin einzusetzen, um zu erfahren, was im Schattenreich geplant wurde. Auch mit Wahrträumen hatte sie uns schon auf die Spur gefährlicher Dämonen hingewiesen.

»Darf man mitlachen?« fragte sie.
»Ist schon wieder vorbei«, sagte Mr. Silver. Er klopfte mit der flachen Hand auf die Sitzbank. »Setz dich zu mir und erzähl mir einen Schwank aus deinem Leben.«
Man sah es den beiden nicht an, aber sie waren uralt.
Sie mit menschlichen Maßstäben zu messen, wäre ein großer Fehler gewesen, denn sie gehörten beide nicht der menschlichen Rasse an.
Roxane setzte sich neben den Ex-Dämon. Er legte seinen starken Arm um sie. Ich leerte mein Glas und wollte mich gleichfalls setzen, da schlug das Telefon an, und ich schwenkte Richtung Apparat ab.
»Tony Ballard!« meldete ich mich.
»Hallo, Mr. Ballard!« Eine aufgeregte Männerstimme. Sie kam mir bekannt vor, aber ich wußte im Moment nicht, wo ich sie unterbringen sollte.
»Mit wem…?«
»Ekenberry. Ian Ekenberry. Sie erinnern sich doch noch an Death Stone.«
»Allerdings«, brummte ich. Das Duell der Dämonen und unseren Kampf gegen die Schwarzblütler würde ich nicht so bald vergessen.
Ich hatte eigentlich nicht damit gerechnet, je wieder von Ekenberry zu hören. Ich konnte nicht glauben, daß sie auf Death Stone einen Schatz finden würden. Ekenberrys Anruf, seine Erregung ließ mich nun aber daran zweifeln, ob ich mit meiner Überzeugung richtig lag. Anscheinend hatten die Schatzsucher doch etwas gefunden.
»Fündig geworden, Mr. Ekenberry?« fragte ich.
»Leider nein. Wir haben die Suche aufgegeben.«
Wieso regte ihn das so sehr auf?
»Wir werden anderswo nach einem anderen Schatz suchen«, sagte Ian Ekenberry.
Ich konnte mir nicht vorstellen, daß das der Grund für seinen Anruf war.
»Dann wünsche ich Ihnen für den zweiten Anlauf mehr Glück«, sagte ich.
»Danke, aber darüber wollte ich eigentlich nicht mit Ihnen sprechen.«
»Was haben Sie sonst noch auf dem Herzen?«
»Bruce und ich packten unser Werkzeug in den Wagen, mir fiel auf, daß ich meine Uhr in der Ruine liegengelassen hatte. Wir suchten sie, und da hörten wir das Schluchzen eines Mädchens. Es war in einer finsteren Nische versteckt. Als wir darauf zugingen, trat uns das Mädchen entgegen. Übel zugerichtet sah sie aus, Mr. Ballard. Sie fiel uns in die Arme und verlor das Bewußtsein.«
»Brauchen Sie Hilfe?« fragte ich sofort.
»Ich bin noch nicht fertig, Mr. Ballard.«
»Okay, ich höre.«

»Wir legten das Mädchen in Bruces Wagen. Sie kam kurz zu sich, hatte entsetzliche Angst. Wir wollten wissen, wer sie so zugerichtet hatte. Sie flehte uns an, sie so schnell wie möglich wegzubringen. Ihr Name ist Oda. Und sie bat: ›Bringt mich zu Roxane.‹«

Durch meinen Körper ging ein Ruck. Beunruhigt streifte ich die Hexe aus dem Jenseits mit einem raschen Blick. »Ja, und weiter?«

»Wir kennen niemanden, der Roxane heißt.«

»Aber ich«, sagte ich.

»Wer ist das?«

»Später. Fahren Sie fort, Mr. Ekenberry.«

»Aus der Ruine… traten plötzlich zwei grauenerregende Gestalten«, berichtete der Schatzsucher.

»Wie sahen sie aus?« wollte ich wissen. Mir schwante so einiges.

»Gedrungen. Grün glänzende Haut, stumpfe Hörner auf dem kahlen Schädel und gelbe Rattenzähne.«

Mit trocknete die Kehle aus. »Waren sie mit schwarzen Peitschen bewaffnet?« fragte ich wie aus der Pistole geschossen.

»Ja«, antwortete Ekenberry überrascht. »Wissen Sie, was das für Bestien sind? Hatten Sie mit denen schon zu tun?«

Und ob. Das waren die Schergen des Schwarzmagiers. Ich konnte mich noch sehr gut an sie erinnern. Wo sie waren, da war auch der Jäger der abtrünnigen Hexen nicht weit, und wenn sie hinter Oda hergewesen waren, mußte es sich bei diesem Mädchen um eine Hexe handeln, die sich dem Guten zugewandt hatte.

Oda – eine weiße Hexe… wie Roxane!

»Ich kenne diese Bastarde«, sagte ich grimmig. »Gelang es Ihnen und Perkins, mit dem Mädchen zu fliehen?«

»Ja, wir wollten Oda in ein Krankenhaus bringen. Sie sah ja so furchtbar aus. Um ein Haar hätten uns die Schreckgestalten erwischt. Wir hatten großes Glück, Mr. Ballard.«

Das hatten die beiden wirklich gehabt, denn Magos grausame Schergen hatten mich schon mal das Fürchten gelehrt. Sie hatten Rocker, die sich zu nahe an sie herangewagt hatten, in dämonische Skelette verwandelt. Ein einziger Peitschenhieb hatte genügt.

»Sie sagten, Sie wollten das Mädchen ins Krankenhaus bringen. Haben Sie’s dann nicht getan?« fragte ich.

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Weil… weil … Ich kann es mir nicht erklären, Mr. Ballard. Auch Bruce ist ratlos. Die Verletzungen verschwanden. Sie ist wieder okay. Sie ist auch wieder zu sich gekommen. Aber sie ist noch ziemlich benommen. Man kann nicht mit ihr reden. Sie sitzt nur da und starrt vor sich hin. Auf unsere Fragen antwortet sie nicht. Wir wissen nicht, woher sie kommt und was wir mit ihr tun sollen.«

»Wo befinden Sie sich mit ihr?« wollte ich wissen.

Er nannte ein Gasthaus einige Kilometer vor London. Sie hatten für das Mädchen ein Zimmer genommen. Dort wollten sie auf mich warten. Ich versprach, sofort loszufahren, dann legte ich auf.

Mr. Silver und Roxane hatten eine Hälfte des Gesprächs mitbekommen. Ich erzählte ihnen die andere Hälfte. Der Ex-Dämon sprang auf. »Magos Schergen!« stieß er aufgeregt hervor. »Endlich ein konkreter Hinweis. Die erste Bestätigung dafür, daß ich mich nicht geirrt habe. Mago ist da, und seine Gehilfen werden alles daransetzen, um Oda zu kriegen.«

Ich schaute Roxane an. »Kennst du Oda?«

Die Hexe aus dem Jenseits nickte ernst. »Wir waren Freundinnen. Oda beschloß mit mir, dem Bösen abzuschwören. Kurz darauf setzte uns der Schwarzmagier auf seine Liste. Seither ist er hinter uns her. Ich dachte, er hätte Oda schon erwischt. Ich habe lange nichts von ihr gehört. Ich mußte denken, daß sie nicht mehr lebt. Wir müssen ihr helfen, Tony.«

»Wir? Du bleibst besser hier«, sagte ich. »Unter Silvers Obhut. Ich kümmere mich allein um die weiße Hexe.«

»Das ist zu gefährlich für dich. Du brauchst Unterstützung, Tony«, sagte Roxane. »Ich habe es satt, hier herumzusitzen und zu warten, bis Mago zuschlägt. Das zermürbt mich. Ich muß endlich etwas tun.«

»Vielleicht beabsichtigt Mago, dich aus der Reserve zu locken«, sagte ich besorgt. »Dem Schwarzmagier traue ich den gemeinsten Trick zu.«

»Zu dritt könnten wir es schaffen, ihn und seine Schergen zur Strecke zu bringen«, sagte Roxane eindringlich. »Wenn die Gehilfen des Schwarzmagiers Odas Spur finden, ist sie verloren, Tony. Du allein schaffst es unmöglich, sie zu retten.«

Ich bleckte die Zähne. »Unterschätz mich nicht. Ich kann kämpfen wie ein Löwe.«

»Das weiß ich, und es liegt mir fern, deine Leistungen zu schmä- lern, aber zu dritt haben wir gegen Mago und seine Bestien dreimal mehr Chancen!«

Ich schaute Mr. Silver an. »Was sagst du dazu?«

Der Ex-Dämon nickte. »Roxane hat recht.«

»Dann kommt«, entschied ich.

***

Es gibt sie überall, wo es clevere Geschäftsleute gibt – diese als billige Ausflugsfahrten getarnten Werbefahrten. Ein Autobus voller Menschen fährt hinaus ins Grüne. Das kostet einen Pappenstiel.

Abends gibt es dann ein buntes Programm und eine geschickt aufgezogene Werbepräsentation von Waren, die normalerweise keiner kaufen würde. Aber weil die Fahrt so schön war, und weil man sich so

köstlich vergnügte, fühlt man sich ein wenig in der Schuld der netten Leute und kauft ihnen ihren Plunder ab. Zu überhöhten Preisen, versteht sich. Denn irgend jemand muß für die Kosten der Fahrt schließlich aufkommen, und das will garantiert nicht die Firma sein.

Dinsdale Lamb machte diese Fahrten schon seit sechs Jahren mit.

Er sah gut aus, konnte hervorragend reden, und wenn man ihm die Hand reichte, tat man gut daran, hinterher seine Finger zu zählen.

Es war leicht möglich, daß einem einer fehlte.

Lamb wußte, wie man die Menschen einwickelte. Die einen packte er bei ihrer Gutherzigkeit, die anderen bei ihrer Ehre und beim Stolz. Jeder war seiner Ansicht nach zu erwischen. Man mußte nur den richtigen Dreh anwenden.

Die Busfahrt hatte immer hier die letzte Station.

Das Gasthaus war darauf schon eingerichtet. Natürlich kassierte Dinsdale Lamb vom Wirt eine fette Provision. Hätte er dieses Geld nicht bekommen, dann hätte sich Lamb unverzüglich nach einem anderen Gasthaus umgesehen, dessen Inhaber bereit war, die verlangte Summe anstandslos zu bezahlen.

Das wußte der Wirt, und deshalb entrichtete er stets ohne Murren seinen Obolus.

Im Festsaal des Gasthauses lief gerade das bunte Programm.

Zweit- und drittklassige Künstler, die billig zu kriegen waren, unterhielten das anspruchslose Publikum, das dankbar lachte und frenetisch applaudierte.

Dinsdale Lamb ließ sich kurz in der Küche blicken. Martin Culler, der wohlbeleibte Wirt, schoß zwischen den Herden hin und her und trieb seine Angestellten an.

Als er Lamb erblickte, eilte er auf ihn zu. Lamb grinste. »Das Geschäft läuft mal wieder auf Hochtouren, was?«

»O ja, wir haben alle Hände voll zu tun, Mr. Lamb.«

»Ich habe leider wieder eine große Schafherde gebracht. Sie brauchen sie nur noch tüchtig zu scheren.« Lamb stieß Culler mit dem Ellenbogen an und lachte meckernd.

»Ich bin Ihnen, wie stets, zu Dank verpflichtet«, sagte Martin Culler nervös. Er wäre gern an seine Kochtöpfe und Pfannen zurückgekehrt, aber er wollte Lamb gegenüber nicht unhöflich sein, deshalb blieb er stehen.

»Sie wissen, wie Sie mir Ihre Dankbarkeit erweisen können«, sagte Dinsdale Lamb.

»Selbstverständlich. Sie werden wie immer zufrieden sein.«

»Kann ich's gleich haben?«

»Hat es nicht bis später Zeit?«

»Nun machen Sie schon, Culler. Ein Briefumschlag mit Geld ist doch gleich übergeben.«

»Ja. Ja.« Martin Culler wischte sich die Hände in der weißen Schürze ab und verließ mit Lamb die Küche. Er begab sich in sein Büro. Lamb blieb in der Tür stehen. Culler schloß eine Schreibtischlade auf und entnahm ihr den Umschlag, in dem sich die Banknoten befanden. »Wie Sie sehen, es war schon vorbereitet«, sagte der Wirt.

»Die übliche Summe?«

»Die übliche Summe«, bestätigte Culler.

»Ich brauche wohl nicht nachzuzählen.«

»Nur, wenn Sie mir nicht trauen.«

Dinsdale Lamb legte dem rundlichen Mann die Hand jovial auf die Schulter. »Warum sollte ich einem Partner wie Ihnen nicht trauen? Sie haben mich doch noch nie enttäuscht. Sie sind gescheit. Sie wissen, was passiert, wenn Sie mal versuchen sollten, mich übers Ohr zu hauen.«

Culler lachte gepreßt. »Na hören Sie mal, wie kommen Sie denn auf die Idee.«

»War nur so dahergeredet. Vergessen Sie's«

»Ich muß in die Küche zurück.«

»Lassen Sie sich nicht aufhalten«, sagte Lamb lächelnd.

Der Wirt verschwand. Ein breiter Gang führte zum Gastraum.

Diesen schritt Lamb entlang. Plötzlich hatte er das Gefühl, beobachtet zu werden. Jemand schien hinter ihm zu stehen und ihn anzustarren. Er drehte sich ruckartig um und sah am Ende des Ganges eine seltsame Gestalt. Gedrungen, mit grün glänzender Haut und stumpfen Hörnern auf dem kahlen Kopf. Einen Sekundenbruchteil lang sah Lamb die Gestalt nur, dann war sie verschwunden…

***

Dinsdale Lamb verzog das Gesicht zu einem breiten Grinsen.

»Junge«, murmelte er, »paß auf dich auf, du fängst an, Marsmenschen zu sehen, mit Antennen auf dem Schädel.« Er tat das Ganze als glatte Einbildung ab, betrat den Festsaal und begab sich hinter die Bühne.

Claudia Clooney und Peggy Desmond standen da. Zwei Superbienen in zyklamefarbenen Trikots. Ihre Figur war atemberaubend, und sie hatten beide endlos lange Beine. Sie würden Lamb später beim Verkauf unterstützen. Wer konnte bei diesen schönen Häschen schon nein sagen.

»Na, ihr beiden«, sagte Lamb, trat zwischen sie und legte seine Arme um ihre Taillen. »Diejenige, die heute am meisten verkauft, darf nachher zu mir aufs Zimmer kommen, also strengt euch an.«

Claudia und Peggy lachten leise. »Es gibt wohl keine schönere Belohnung für uns, wie?« sagte Claudia.

Er betrachtete ungeniert ihren üppigen Busen. »Ich kann mir keine

schönere vorstellen.«

»Womit du beweist, wie eng eigentlich dein Horizont ist.«

Lamb kniff sie in den Po. »Du, werd bloß nicht frech, ja?«

»Was würdest du tun, wenn wir beide gleich viel verkauften?« fragte Peggy Desmond amüsiert. Sie trug das braune Haar hochgesteckt, wodurch ihr weißer Schwanenhals gut zur Geltung kam.

Er grinste. »In dem Fall könnte ich natürlich keiner von beiden einen Vorzug einräumen.«

»Folglich würde er passen«, sagte Claudia Clooney und kicherte verhalten.

»Hat Dinsdale Lamb schon mal gekniffen?« fragte er großspurig.

»Übernimmst du dich da nicht ein wenig?« fragte Claudia stichelnd.

»Dummerchen. Ich bin ein Mann in den besten Jahren.«

»Ja, jetzt noch. Aber morgen siehst du aus wie dein eigener Vater.«

Er bleckte die Zähne. »Darauf lasse ich es ankommen.«

Claudia Clooney löste sich von ihm. Die Leute, die die Busfahrt mitgemacht hatten, würden nach dem Abendessen nach London, zum Ausgangspunkt der kleinen Tagesrundreise, zurückgebracht werden. Dinsdale Lamb und die Mädchen würden hierbleiben. Die Zimmer waren bereits reserviert. Morgen würde ein neuer Bus London verlassen, hier kurz anhalten und Lamb und die Mädchen an Bord nehmen.

Claudia, schwarzhaarig und rassig, verließ den Festsaal. Sie wußte, daß Dinsdale Lamb ihr nachschaute, und sie wiegte sich deshalb herausfordernd in den Hüften.

In der Damentoilette betrachtete sie sich im Spiegel, während sie sich die Hände wusch. Bildhübsch war sie, und sie fragte sich, warum sie eigentlich nicht versuchte, als Fotomodell unterzukommen. Bei ihrem Aussehen hätte sich doch ein Job finden lassen müssen. Und prüde war sie auch nicht. Es hätte ihr nichts ausgemacht, vor der Fotolinse die Hüllen fallen zu lassen. Für sie waren Mädchen, die sich diesbezüglich zierten, dumme Gänschen.

Sie begab sich zum elektrischen Handtrockner und rieb ihre schlanken Händen im warmen Luftstrom. Der Waschraum war erfüllt vom Dröhnen des Geräts. Es war fast nichts zu hören, als sich die Tür öffnete.

Claudia Clooney nahm es zwar wahr, aber sie kümmerte sich nicht darum. Gewissenhaft trocknete sie ihre Hände. Als sich das Gerät abschaltete, drehte sich das Mädchen um… und prallte entsetzt zurück!

***

Ich begab mich in Vicky Bonneys Arbeitszimmer. Sie war beim Korrigieren ihres Manuskripts, schaute auf und schenkte mir ein

müdes Lächeln. Ich strich eine blonde Haarsträhne aus ihrem Gesicht.
»Wie kommst du voran mit der Arbeit?« fragte ich.
»Zufriedenstellend.«
»Silver, Roxane und ich müssen weg.«
»Mago?«
»Ja. Seine Schergen sind aufgetaucht.« Ich erzählte meiner Freundin von Ian Ekenberrys Anruf.
»Ich drücke euch die Daumen. Wäre zu schön, um wahr zu sein, wenn es auch gelänge, den Schwarzmagier unschädlich zu machen. Roxane brauchte nicht mehr mit dieser permanenten Angst zu leben.«
»Wir werden nichts unversucht lassen, um ihn zu kriegen«, sagte ich, trat neben Vicky und küßte sie auf die Lippen.
»Paß auf dich auf«, bat sie mich.
»Darauf kannst du dich verlassen«, erwiderte ich und ging. Ich holte meine Waffen: die Schulterhalfter, in der mein mit geweihten Silberkugeln geladener Colt Diamondback steckte, das magische Silberfeuerzeug und sie superflache Weihwasserpistole, die ich in meinen Gürtel schob.
Roxane und Mr. Silver warteten ungeduldig auf mich. Wir verließen zu dritt das Haus. Ich holte meinen weißen Peugeot 504 TI aus der Garage, stieß die Türen auf, und die Hexe und der Ex-Dämon stiegen ein.
Ich fuhr los und brummte in meinen imaginären Bart: »Na, mal sehen, was dieser Abend an Überraschungen für uns bereithält.«

***

Oda saß auf dem Bett und starrte die Wand an. Ian Ekenberry ging ruhelos auf und ab. »Vielleicht hätten wir sie doch in ein Krankenhaus bringen sollen«, meinte Bruce Perkins. »Sieh sie dir an. Sieht sie nicht bemitleidenswert aus?«
»Mir krampft es das Herz zusammen, wenn ich sie anschaue«, sagte Ekenberry. »Tony Ballard wird die Sache in die Hand nehmen. Er wird wissen, was mit dem Mädchen geschehen soll.«
Oda zitterte. Ihre Lider flatterten. »Sieh nur«, sagte Perkins. »Etwas scheint sie aufzuregen.«
»Vielleicht kommt sie endlich ganz zu sich.«
»Oda!« sagte Perkins eindringlich. »Oda, hören Sie mich? Können Sie mich verstehen?«
»Sie sagt kein Wort, es ist zum Verrücktwerden.«
Perkins ergriff die Schultern des Mädchens und schüttelte es sanft. »Oda!«
»Laß sie«, sagte Ekenberry. »Es hat keinen Zweck. Wir müssen warten, bis Tony Ballard eintrifft.«
Perkins schaute auf seine Uhr. »Hoffentlich kommt er bald.«

»Er kann nicht fliegen. Fünfundvierzig Minuten wird die Fahrt schon dauern.«

Odas hübsches Gesicht verzerrte sich. Sie schien vor etwas schreckliche Angst zu haben. Sie schüttelte verzweifelt den Kopf und hob abwehrend die Hände. Doch sie blieb weiterhin unansprechbar. Ihren verletzten Körper hatte sie selbst heilen können.

Bei ihrem Geist schien das nicht so prompt zu klappen.

»Armes Mädchen«, sagte Ian Ekenberry bedauernd.

Odas Geist-Sensoren sprachen auf die Nähe eines bösen Körpers an. Ihr Instinkt warnte sie vor einer großen Gefahr, doch das konnten Ian Ekenberry und Bruce Perkins nicht wissen. Sie ahnten auch nicht, daß sie sich in derselben Gefahr wie das Mädchen befanden, denn wer einer weißen Hexe half, den traf Magos Strafe genauso mit grausamer Härte…

***

Claudia Clooney hatte noch kein schrecklicheres Wesen gesehen.

Die grüne Haut des Monsters glänzte schleimig. Das Ungeheuer mit den Rattenzähnen verzog seine Fratze zu einem furchterregenden Grinsen.

Das schwarzhaarige Mädchen preßte sich zitternd an die glatten Kacheln. Gab es so etwas wirklich? Oder war sie übergeschnappt?

Claudia raffte all ihren Mut zusammen.

Sie stemmte sich von der Wand ab und wollte sich an der Horrorgestalt vorbeikatapultieren. Doch Magos Scherge ließ das nicht zu.

Blitzschnell federte der Unhold nach rechts, und Claudia prallte gegen seinen ekligen Körper. Sie stieß einen krächzenden Schrei aus. Im Festsaal näherte sich die Fröhlichkeit dem Höhepunkt. Ein Lied, das jedes Kind kannte, wurde angestimmt, und alle sangen mit. Sie klatschten im Takt. Claudia hätte sich die Seele aus dem Leib schreien können, niemand hätte sie gehört.

Der Schreckliche hatte seinen Auftritt gut gewählt.

Claudia Clooney sprang zurück.

Der Gedrungene packte sie mit einer Hand an der Kehle. Seine Finger waren eiskalt. Claudia dachte, ihre letzte Stunde habe geschlagen.

Der Gehörnte stieß sie gegen die Wand. Er drückte aber nicht so fest zu, daß das Mädchen keine Luft mehr kriegte. Erstarrt hing Claudia Clooney in seinem harten Griff.

Sein fürchterlicher Blick bohrte sich in ihre Augen. Claudia mußte denken, ihr Ende wäre nahe.

Ihr Herz schlug hoch oben im Hals. Wogen der Panik klatschten über ihr zusammen. Obwohl sie wußte, daß es keinen Zweck hatte, wollte sie ihre Todesangst herausschreien, doch kein Ton kam über ihre

bebenden Lippen.
Der Blick des Monsters stach bis in ihr Gehirn. Sie spürte, wie in ihrem Kopf etwas herumwühlte, alles verdrehte, und plötzlich fiel ihre Panik in sich zusammen wie ein niedergebranntes Strohfeuer.
Die Angst verflüchtigte sich. Der Schreckliche brauchte sie nicht mehr festzuhalten. Sie versuchte nicht mehr zu fliehen.
Magos Scherge hatte nunmehr Kontrolle über ihren Geist. »Du wirst mir helfen!« sagte er rauh.
»Ja«, antwortete das schwarzhaarige Mädchen leise.
»Wie ist dein Name?«
»Claudia Clooney.«
»Ich suche ein Mädchen«, sagte der Höllendiener. Er beschrieb Oda, die weiße Hexe. »Hast du sie gesehen?«
»Nein«, erwiderte Claudia.
»Auf dem Parkplatz steht ein blaumetallicfarbener Wagen. In ihm wurde Oda, so heißt dieses Mädchen, hierher gebracht. Ich will kein Aufsehen verursachen, deshalb wirst du dieses Mädchen für mich suchen.«
»Ja, das werde ich tun.«
»Sieh dich gewissenhaft um.«
»Natürlich. Was soll ich tun, wenn ich sie finde?«
»Nichts. Den Rest besorge dann ich.«
»Wie erfährst du davon, daß ich Oda entdeckt habe?«
»Sobald du sie gefunden hast, werde ich es wissen. Geh jetzt.«
Claudia nickte und verließ gehorsam den Waschraum. Sie kehrte nicht hinter die Bühne zurück, wo Dinsdale Lamb und Peggy Desmond warteten, sondern wandte sich in die entgegengesetzte Richtung. Im Festsaal befand sich Oda nicht, das wußte sie. Sie hatte sich die Gäste genau angesehen. Vielleicht würde sie Oda in einem der Gasthauszimmer finden…
Lamb, der Schürzenjäger, hatte noch Zeit bis zu seinem Auftritt.
Die wollte er nicht ungenutzt lassen. Claudia hatte vorhin so groß geredet. Nun sollte sie mal beweisen, was wirklich dahintersteckte.
Während Peggy die Waren vorbereitete, die es an den Mann zu bringen galt, verließ Dinsdale Lamb den Festsaal. Er sah Claudia, die soeben die Tür erreichte, die ins Treppenhaus führte.
»Claudia!«
Sie blieb abrupt stehen. Ein eiskalter Ausdruck erschien in ihren Augen. Sie war besessen. Lamb konnte das nicht ahnen. Er näherte sich ihr grinsend. Sie wandte sich ihm langsam zu.
»Sag mal, wolltest du dich heimlich davonstehlen?« fragte er.
»Vielleicht«, gab sie frostig zurück.
»Mein Bettchen kannst du mir später auch noch anwärmen. Zuerst müssen wir unseren Job tun. Wir werden nicht schlecht dafür

bezahlt.«

Sie erwiderte nichts.

Er erreichte sie. »Wieso schaust du mich so komisch an? Vorhin hast du mir mit deinem Blick den Gürtel aufgemacht, und jetzt… Wolltest du bloß vor Peggy ein bißchen angeben?«

»Laß mich in Ruhe.«

Er lachte heiser. »Warum denn auf einmal so abweisend, Mädchen? Wir sind doch Kollegen. Wir müssen nett zueinander sein – wegen des guten Betriebsklimas.«

»Verschwinde!«

»Hör mal, du hast mich vorhin angeheizt. Das kannst du mit mir nicht machen. Ich bin jetzt auf Touren und möchte mir einen Vorschuß auf später holen.«

Er trat noch einen Schritt näher, legte seine Hände um ihre schmale Taille und zog sie an sich. Sie holte blitzschnell aus und versetzte ihm eine kraftvolle Ohrfeige, die seinen Kopf zur Seite riß.

Seine Wange brannte nicht nur vom Schlag, sondern auch von der Wut, die in ihm aufstieg.

»Du verdammtes Luder!« zischte er. »Dir werd' ich's zeigen. Die Leidenschaft eines Mannes kann man nicht einfach auf- und abdrehen wie… wie das Licht. Bei mir funktioniert das schon gar nicht.«

Er wollte sie so packen, daß sie sich nicht mehr wehren konnte.

Rasch schlang er seine Arme um sie und drückte sie fest an sich. Da riß sie ihr Knie hoch.

»Bist du wahnsinnig!« stöhnte er.

Selbstverständlich mußte er sie loslassen. Seine Augen quollen hervor, das Gesicht war verzerrt, er krümmte sich und stöhnte. Das wollte er ihr zurückgeben. Mit seinen Fäusten ging er auf sie los, doch sie war ihm – so unglaublich das auch war – kräftemäßig überlegen.

Höllenströme stärkten sie. Dinsdale Lamb vermochte ihr nichts anzuhaben. Sie wich einigen seiner blind abgefeuerten Schläge blitzschnell aus, fing seine Arme schließlich ab und stieß ihn fauchend gegen die Wand.

Und plötzlich war Mordgier in ihren Augen!

Er konnte nicht begreifen, daß Claudia Clooney so stark war. Er gehörte zu der Sorte Mann, die nicht verlieren kann, wenn der Gegner eine Frau ist. Mit noch mehr Wut ging er auf das Mädchen los.

Er lief in zwei harte Schläge, die ihn kräftig durchschüttelten.

Benommen schüttelte er den Kopf. Ein dumpfes Brummen war in seinem Schädel. Er sah das Mädchen nur noch wie durch einen trüben Schleier.

Claudia griff ihn an.

Sie warf sich ihm wie eine Wildkatze entgegen. Ihre Hände packten seine Kehle. Der Druck war schmerzhaft. Erschrocken wollte er die

Finger von seinem Hals reißen, doch es gelang ihm nicht.

Schweiß brach ihm aus allen Poren.

Die akute Atemnot machte ihn verrückt. Wie von Sinnen schlug er um sich, ohne die Gegnerin so zu treffen, daß sie losließ. Sie war wirklich drauf und dran, ihn zu erwürgen. Er konnte es nicht verhindern. Panik hämmerte in seinen Schläfen.

Er wollte um Hilfe brüllen, doch kein Laut kam aus seiner schmerzenden Kehle. Er merkte, wie ihn die Kräfte verließen.

O Gott! schrie es in ihm. Hilf!

Das Böse, das von dem besessenen Mädchen Besitz ergriffen hatte, zwang sie, immer fester zuzudrücken.

Sie, bisher ein sanftes Mädchen, anschmiegsam und begehrenswert, war zu einer gefährlichen Furie geworden. Magos Scherge war für diese Verwandlung verantwortlich. Die böse, gemeine Schwärze, die ihn ausfüllte, befand sich auch in Claudia Clooney.

Dinsdale Lamb spürte, wie seine Knie weich wurden. Er begriff, daß es mit ihm zu Ende ging. Sein Widerstand wurde schwächer, hilflos. Einmal noch bäumte er sich auf, dann sah er – wie von fern – die Ohnmacht auf sich zukommen…

***

Mr. Silver saß neben mir, Roxane befand sich im Fond des Peugeot.

Sie rutschte auf der Sitzbank ein Stück nach vorn. Ihr hübsches Gesicht tauchte zwischen dem Ex-Dämon und mir auf.

»Ist es noch weit bis zu diesem Gasthaus, Tony?«

Wir hatten soeben die Stadtgrenze erreicht. »Nein«, gab sie zurück. »Ich schätze, daß wir in zehn Minuten da sind.«

Der Hüne mit den Silberhaaren blickte auf seine mächtigen Hände. »Ich wünsche mir nichts sehnlicher, als Mago in die Finger zu kriegen.«

»Angenommen, du schaffst das«, sagte ich. »Was machst du dann mit ihm?«

»Ich drehe diesem Bastard das Gesicht auf den Rücken!«

»Und wir machen seine Gehilfen fertig, Tony«, sagte Roxane tatendurstig.

»Klingt alles recht schön, aber werden wir's auch tatsächlich schaffen? Mago ist ein verdammt gefährlicher Gegner.«

Mr. Silver warf mir einen prüfenden Blick zu. »He, sag mal, du hast doch nicht etwa Angst vor ihm, Tony.«

»Wenn ich mich fürchten würde, wäre ich zu Hause geblieben«, erwiderte ich. »Aber ein mulmiges Gefühl habe ich schon bei der Sache, das gebe ich offen zu.« Ich erinnerte mich noch sehr gut an meine erste Begegnung mit dem Schwarzmagier. Er hatte bewiesen, daß er imstande war, eine Menge höllischer Register zu ziehen.

Wenn man nicht verteufelt aufpaßte, kam man verdammt schnell unter die Räder.

Nicht umsonst hatte die Hölle gerade ihn zum Jäger der abtrünnigen Hexen bestimmt. Er hatte etwas auf dem Kasten, und es war ratsam, den Schwarzmagier mit größter Vorsicht zu genießen.

Ich merkte, daß wir unser Ziel gleich erreicht haben mußten, und drosselte die Geschwindigkeit ein wenig.

Augenblicke später erblickte ich das Gasthaus, in dem wir von Ian Ekenberry, Bruce Perkins und Oda, der weißen Hexe, erwartet wurden. Insgeheim hoffte ich, daß Magos Schergen die Spur der Hexe noch nicht gefunden hatten. Es sollte sich schon in wenigen Minuten herausstellen, daß sich meine Hoffnung nicht mehr erfüllen konnte…

***

Er hieß Larry Davis, war groß und kräftig, nicht unbedingt eine Schönheit, trug verwaschene Jeans und einen anthrazitfarbenen Rollkragenpullover.

Sein Job war es, die Leute mit dem Bus durch die Gegend zu kutschieren. Fünfmal in der Woche machte er das. Immer dieselbe Strecke. Allmählich hing es ihm zum Hals heraus, aber es war immer noch besser, als acht Stunden in einer Fabrik am Fließband zu arbeiten.

Es gefiel ihm nicht, daß am Ende jeder Fahrt die Menschen von Dinsdale Lamb hereingelegt wurden. Aber er konnte nichts dagegen tun. Er mußte den Mund halten. Er hatte A gesagt, folglich mußte er auch B sagen. Und er versuchte über die Gaunereien Lambs hinwegzusehen.

Nur wenn Lamb sich an alte, hilflose Menschen heranmachte, sah er immer noch rot. Erst neulich hatte er deswegen mit Lamb nach der Veranstaltung einen heftigen Streit gehabt.

»Das hat dich nicht zu kümmern!« hatte Lamb ihm eiskalt ins Gesicht gesagt.

»Sag mal, kommst du dir nicht schäbig vor?« hatte er gefragt.

»Ich werde dafür bezahlt…«

»Für Geld tust du wohl alles, wie? Du würdest dem Teufel sogar deine Seele verkaufen.«

Lamb grinste. »Vielleicht habe ich das schon getan.«

»Zuzutrauen wär's dir.«

»Hör mal, Larry, sehen wir den Tatsachen doch mal ins Auge. Jeder muß leben. Ich, du – jeder. Und jeder hat einen Job. Du fährst mit Leuten ins Grüne. Ich knöpfe ihnen ihr Geld ab. Glaube nicht, daß du auch nur um einen Deut besser bist als ich. Du kannst nicht sagen, du fährst nur Autobus, alles andere geht dich nichts an, denn du weißt haargenau, was ich am Ende jeder Fahrt tun werde.«

»Eben, weil es mich auch etwas angeht, will ich nicht, daß du diese simplen alten Menschen, die dir blind vertrauen, übers Ohr haust.«

»Ich muß was umsetzen, geht das denn nicht in deinen Schädel rein? Wenn ich zuwenig verkaufe, schmeißt mich die Firma raus und sucht sich einen Mann, der besser ist. Ich kann es mir nicht leisten, auf irgend jemand Rücksicht zu nehmen. Das Leben ist hart, mein Junge. Und ich bin es mit der Zeit auch geworden. Du wirst es auch noch werden.«

»Das glaube ich nicht.«

»Warte ab. In zwei, drei Jahren ist dir alles egal.«

Larry Davis konnte sich das nicht vorstellen. Er würde immer auf der Seite der Schwächeren stehen. Das gehörte zu seinem Naturell.

Dinsdale Lambs Absahn-Tour stand kurz bevor. Der Busfahrer wollte nicht dabeisein, wenn Lamb den Leuten wieder doppelzüngig und gerissen die Haare schnitt, deshalb verließ er den Festsaal – und sah, was Claudia Clooney mit Lamb machte!

Er hatte das Gefühl, jemand würde ihn mit Eiswasser übergießen.

Er wurde schlagartig bleich. Mein Gott! schoß es ihm durch den Kopf. Das Mädchen bringt Dinsdale um!

Man konnte ihn zwar nicht gerade als Dinsdale Lambs besten Freund bezeichnen, aber so etwas konnte und wollte er nicht zulassen. Er hätte es begrüßt, wenn sich mal jemand gefunden hätte, der Lamb tüchtig verprügelte. Doch in diesem Augenblick sollte Dinsdale Lamb sein Leben verlieren!

Larry Davis startete.

Es war ihm unverständlich, wie Claudia Clooney so stark sein konnte. Sie sah rein äußerlich wesentlich schwächer als Lamb aus.

Und doch war sie drauf und dran, Dinsdale Lamb zu erwürgen!

»Claudia!« keuchte Davis. »Um Himmels willen, Claudia! Was tust du? Laß ihn los! Laß Lamb auf der Stelle los!«

Claudia schien ihn nicht zu hören. Larry Davis packte sie und riß sie zurück.

»Hast du den Verstand verloren?« schrie er sie an.

Lamb lehnte kreideweiß an der Wand. Er massierte seinen schmerzenden Hals, das Haar hing ihm wirr ins Gesicht, sein Atem ging rasselnd. Er starrte das Mädchen fassungslos und haßerfüllt an.

»Verdammt, Claudia, was wolltest du tun?«

»Du hast es herausgefordert!« erwiderte das Mädchen ohne Reue.

Lamb richtete sich auf. Er schaute den Busfahrer an. »Sie ist übergeschnappt, total übergeschnappt. Wenn du mir nicht zu Hilfe gekommen wärst, hätte sie mich eiskalt umgebracht, diese Wahnsinnige.«

»Ehrlich gesagt, ich habe dich für kräftiger gehalten«, sagte Larry Davis.

»Es muß der Irrsinn sein, der sie so stark gemacht hat«, stöhnte Dinsdale Lamb. »Na warte, du Biest! Das wird ein Nachspiel haben!«

»Schluß damit!« sagte Davis.

»Ich sorge dafür, daß du gefeuert wirst!« zischte Lamb dem Mädchen entgegen.

»Das bringt doch nichts!« sagte Davis eindringlich. »Wollt ihr euch nicht wieder vertragen?«

»Mit einer Verrückten? Ich fahre keine Tour mehr mit der, das kannst du von mir schriftlich haben. Entweder sie geht, oder ich steige aus. Denkst du, ich riskiere, daß sie eines Nachts in mein Zimmer kommt und mich heimlich mit dem Kopfkissen erstickt?«

Davis wandte sich an das Mädchen. »Sag, daß es dir leid tut, Claudia.«

Sie lachte höhnisch. »Warum soll ich lügen? Er ist ein Schwein. Es tut mir höchstens leid, daß ich es nicht geschafft habe, ihn umzubringen.«

»Na bitte«, ärgerte sich Lamb. »Da hast du's.«

Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, wandte sich das Mädchen um und begab sich ins Treppenhaus. Sie hatte einen Auftrag erhalten und wollte sich von der Ausführung nicht länger abhalten lassen. Sie mußte Oda suchen…

Lamb hörte auf, seinen Hals zu massieren. Er kreiste den Kopf.

»Ehrlich, ich dachte, meine letzte Stunde habe geschlagen. In diesem Mädchen steckt eine Kraft, die du ihr niemals zutrauen würdest.«

»Womit hast du sie so wütend gemacht?«

»Sie war damit einverstanden, nach der Werbeveranstaltung zu mir zu kommen, in mein Zimmer. Ich wollte mir einen kleinen Vorschuß holen. Da drehte sie auf einmal durch. So etwas habe ich noch nicht erlebt. Ich spendier' dir eine Flasche Sekt, Junge. Ohne dich wäre ich jetzt wahrscheinlich schon bei den Engeln.«

»Du? Bei den Engeln?«

»Ja, ja, jedenfalls nicht mehr hier.«

***

Auf dem finsteren Parkplatz neben dem Gasthaus stand ein Autobus. Nahe dem Gebäude entdeckte ich den blaumetallicfarbenen Talbot 1510 von Bruce Perkins. Ich hatte das Fahrzeug zum erstenmal vor der Ruine Death Stone gesehen. Die Aufregungen rissen nicht ab. Kaum gehörte das Dämonenduell der Vergangenheit an, da wurde die schwarze Macht schon wieder aktiv.

Ian Ekenberry und Bruce Perkins hatten mehr Glück als Verstand gehabt. Zwei Konfrontationen mit schwarzen Wesen hatten sie heil überstanden. Ehe sie an Mago gerieten und möglicherweise auf der Strecke blieben, wollten wir uns einschalten, denn wir wußten besser, wie man einen Kampf gegen Geister beziehungsweise Dämonen führte.

Ich zog meinen Peugeot nach rechts. Plötzlich spürte ich eine Veränderung in der Lenkung. Der Wagen zog nach links. Ich mußte das Lenkrad sehr fest halten und kräftig gegen diesen Zug drücken.

»Mist!« entfuhr es mir.

»Was ist denn?« fragte Mr. Silver.

»Ich habe einen Platten. Links vorn.«

»So plötzlich?«

»Vielleicht hat hier ein Nagel herumgelegen.« Ich ließ den Wagen noch einige Meter weiterrollen.

»Ausgerechnet jetzt muß so etwas passieren«, sagte Roxane, die Hexe aus dem Jenseits.

»Bei einer Reifenpanne sagt man immer: ›Ausgerechnet jetzt‹«, erwiderte ich gallig. »Wann kann dich ein Auto im Stich lassen? Doch immer nur dann, wenn du es brauchst. Ich schlage vor, ihr begebt euch ins Gasthaus und kümmert euch um Oda. Sobald ich den Reifen gewechselt habe, komme ich nach.«

»Soll ich dir helfen?« fragte Mr. Silver.

»Nicht nötig.«

»Wie lange wirst du brauchen?«

»Fünf Minuten.«

»Bestimmt nicht länger?«

»Ich war schon mal Weltmeister im Reifenwechseln«, gab ich grinsend zurück und stieg aus.

Musik, Händeklatschen, Gesang drangen aus dem Gasthaus. Es herrschte eine Bombenstimmung. Von Mago und seinen Schergen hatten die Leute keine Ahnung, und ich hoffte, daß das auch so blieb, sonst wäre die unbeschwerte Fröhlichkeit rasch in helle Panik umgeschlagen.

Roxane und Mr. Silver verließen den Peugeot. »Beeil dich«, sagte der Ex-Dämon.

»Worauf du dich verlassen kannst.«

Die beiden entfernten sich. Ich sah Roxane an, daß sie sehr aufgeregt war. Ersten wegen Mago, und zweitens, weil sie nach langer Zeit Oda wiedersehen würde.

Ich sah, wie die Hexe aus dem Jenseits und der Ex-Dämon das Gasthaus betraten, und spuckte mir in die Hände. Ich kurbelte den Peugeot mit dem Wagenheber hoch, nahm die Radkappe ab und entfernte die vier Muttern. Dann ließ ich das Reserverad, das sich unter dem Kofferraum befand, herunterfallen, rollte es nach vorn und steckte es auf.

Muttern anziehen, Wagenheber runterkurbeln, Muttern nachziehen, Radkappe rauf, defektes Rad in die Halterung, Wagenheber verstauen – fertig. Meine Hände waren schmutzig. Ich würde sie mir in dem Zimmer waschen, in dem sich Oda befand.

Dachte ich.

Aber jemand hatte etwas dagegen, daß ich das Gasthaus betrat: Einer von Magos Schergen. Er schälte sich urplötzlich aus der Finsternis – und starrte mich feindselig an…

***

»Wieso ist denn dein Hals so rot?« fragte Peggy Desmond.

Dinsdale Lamb zog ärgerlich die Brauen zusammen. Es ging ihm schon wieder besser, aber der Schock, beinahe das Leben verloren zu haben, steckte noch tief in seinen Knochen.

»Claudia fliegt.«

»Hat sie das getan?« wollte Peggy ungläubig wissen.

»Wer denn sonst?«

»Das gibt's doch nicht, Dinsdale.«

»Denkst du, ich lüge? Sie war es. Ich wollte… Ich habe …«

»Ich kann mir denken, was du getan hast«, sagte Peggy schmunzelnd.

»Na ja, ist das ein Grund, darauf so zu reagieren? Sie wollte mich glatt erwürgen.«

»Claudia? Das schafft sie doch gar nicht.«

»Dachte ich auch, aber sie hat mich eines Besseren belehrt.«

Peggy sah ihn zweifelnd an. Er sah nicht so aus, als wollte er sie auf den Arm nehmen. Und die Würgemale hatte er sich bestimmt auch nicht selbst zugefügt. Aber daß Claudia Clooney ihn wirklich töten wollte, konnte sie einfach nicht glauben. Das paßte nicht zu ihr. Und wenn Dinsdale sie betatscht hatte, war das für sie noch lange kein Grund, darauf so sauer zu reagieren. Claudia war noch nie ein Kind von Traurigkeit gewesen. Sie hatte sehr viel für Männer übrig. Wenn sie einer mal da anfaßte, wo es sich nicht gehörte, ging sie deswegen nicht gleich hoch. Irgend etwas konnte an dieser Geschichte nicht stimmen.

Peggy lehnte sich gegen Lamb. »Bist du jetzt sehr enttäuscht vom weiblichen Geschlecht, Dinsdale?«

»Ach was.«

»Claudia ist nicht sehr nett zu dir gewesen.« Peggy rieb ihre Schulter an seiner Brust. »Ich finde, dafür muß dich jemand entschädigen. Ich werde dich nachher trösten, okay? Du wirst schnell vergessen, was Claudia dir angetan hat, das verspreche ich dir.«

Ihm schien der Appetit gründlich vergangen zu sein. Aber Peggy war zuversichtlich, den Hunger auf Sex in Dinsdale Lamb wieder wecken zu können. Sie wußte, wie man so etwas anstellen mußte.

»Du besitzt doch so ein rotes Halstuch«, sagte Lamb.

»Ja.«

»Leih es mir.«

Peggy holte es ihm. Er band es sich um den Hals, damit die Leute

später die roten Flecken nicht sehen konnten. Seine Gedanken beschäftigten sich mit Claudia Clooney, mit der er nie wieder zusammenarbeiten wollte. Sie war für ihn gestorben. Selbst wenn sie sich bei ihm entschuldigt hätte, wäre sie für ihn erledigt gewesen.

Er wollte nichts mehr von ihr wissen.

***

Claudia, die Besessene, hatte einen Auftrag. Sie suchte Oda, die weiße Hexe. Im ersten Stock des Gasthauses ging sie von Zimmer zu Zimmer. Nummer 1 war nicht belegt. Nummer 2 auch nicht. An den Türen steckten die Schlüssel. Claudia war gewissenhaft. Sie ging nicht achtlos an den Zimmern vorbei, sondern öffnete die Türen, knipste das Licht an und warf einen Blick in die Räume. Sie mußte hundertprozentig sicher sein, daß sich Oda in keinem der Räume verbarg.

Das Mädchen im zyklamefarbenen Trikot schlich den Gang weiter. Im Schloß von Nummer 3 steckte kein Schlüssel.

Claudia Clooney legte die Hand auf die Klinke. Vorsichtig drückte sie sie nach unten. Die Tür ließ sich nicht öffnen. Die Besessene ging in die Hocke und linste durch das Schlüsselloch.

Der Schlüssel steckte innen. Folglich war das Zimmer belegt.

Vielleicht mit Oda?

Schritte auf der Treppe. Claudia Clooney schaute sich gehetzt um. Wo sollte sie sich verstecken? Ihr Blick fiel auf eine Tür, die keine Nummer hatte. Mit wenigen Schritten erreichte sie sie, öffnete sie, huschte in den dahinterliegenden finsteren Raum und schloß die Tür hinter sich vorsichtig.

Einen kurzen Blick auf ein junges Mädchen erhaschte sie noch, das mit Leintüchern den Gang entlanglief. Das Zimmermädchen, dachte Claudia. Sie befand sich in der Wäschekammer, in der auch die Reinigungsgeräte aufbewahrt wurden. Würde das Zimmermädchen hier hereinkommen?

Claudia legte sich hinter der Tür auf die Lauer. Sollte das Mädchen diesen Raum betreten, würde Claudia mit ihr kurzen Prozeß machen. Gespannt wartete sie. Die Schritte näherten sich.

Ein böser, grausamer Ausdruck kerbte sich um den Mund der Besessenen. Sie bedauerte, daß Larry Davis sie daran gehindert hatte, Dinsdale Lamb das Leben zu nehmen.

Nun, vielleicht konnte sie jetzt töten. Diesmal würde ihr Davis nicht in die Quere kommen.

Die Schritte erreichten die Tür der Wäschekammer. Alles in Claudia Clooney spannte sich. Die Schritte verstummten. Claudia bereitete sich auf den Angriff vor.

Die Tür öffnete sich.

Claudia duckte sich wie eine Raubkatze zum Sprung. Ihre schwarzen Gedanken kreisten nur noch um eines: um Mord!

»Mia!« Die Stimme eines Mannes. Sie kam von der Treppe her.

Das Mädchen, das soeben eintreten wollte, blieb stehen, wandte sich um. »Ja?«

»Kommst du mal? Kannst du mir helfen?«

»Natürlich, Mr. Culler.« Das Zimmermädchen schloß die Tür wieder und begab sich zur Treppe. Gemeinsam mit dem Wirt stieg sie die Stufen hinunter, und Claudia Clooney entspannte sich enttäuscht. Zum zweitenmal hatte sie Pech gehabt. Ärgerlich verließ sie die Wäschekammer. Mia kam vorläufig nicht mehr hoch. Claudia konzentrierte sich wieder auf ihren Auftrag.

Zimmer Nummer 3 war besetzt.

Sie mußte herausfinden, ob sich Oda darin befand…

***

Lewis McDonald war Reisender. Zahncreme, Kaugummi ohne Zucker, Rasierwasser und kosmetische Artikel. Seit fünfzehn Jahren im Geschäft. Seit fünfzehn Jahren auf Achse. Seit fünfzehn Jahren mal in diesem, mal in jenem Bett. Nächtigungen in diesem Hotel, in jenem Gasthaus. Mal war es ein Motel, hin und wieder auch eine private Wohnung oder ein Haus. Manchmal wachte Lewis McDonald am Morgen auf und wußte nicht, wo er sich befand.

Vier Jahre lang hatte seine Ehe darunter gelitten.

Jetzt nicht mehr, denn nun war McDonald nicht mehr verheiratet. Seine Frau hatte die Scheidung eingereicht, und er hatte sich nicht dagegen gesträubt.

Seither tröstete er grüne Witwen und beglückte einsame Geschäftsfrauen. Aber er kümmerte sich auch um willige Anhalterinnen, die sich dafür erkenntlich zeigen wollten, daß er sie ein weites Stück mitgenommen hatte.

Diesmal hieß sie Shirley. Ihren Nachnamen kannte er nicht, er interessierte ihn auch nicht. Morgen würde er dann auch ihren Vornamen vergessen, denn es brachte nichts, wenn er sich die Namen all jener Mädchen und Frauen merkte, mit denen er die Nacht verbrachte.

Sie hatte zweihundert Kilometer von London entfernt am Fahrbahnrand gestanden. Ihr Daumen wies Richtung Hauptstadt. Der Pullover – verrückt gemustert – reichte bis zu ihren Knien. Er konnte nicht erkennen, ob sie eine gute Figur hatte oder nicht. Ihr Gesicht gefiel ihm, deshalb blieb er stehen und fragte: »Wohin?«

»Nach London. Fahren Sie so weit?«

Er grinste. »Für Sie würde ich noch viel weiter fahren. Steigen Sie ein.«

Sie warf ihren Rucksack in den Kofferraum und setzte sich neben ihn. Er stellte ihr viele Fragen, die sie ihm offen und ehrlich beantwortete. Sie war ein blondes, junges, unkompliziertes Ding, und er bemerkte sehr bald, daß sie leicht zu haben war.

Er lud sie in ein Rasthaus ein, bezahlte ihr Kaffee und Kuchen.

Auf der Weiterfahrt machte er erste Andeutungen, die sie verstand.

Schließlich sagte er rundheraus. »Müssen Sie heute noch unbedingt nach London?«

»Nicht unbedingt«, erwiderte Shirley. Sie begriff den Sinn seiner Frage.

»Ich kenne ein Gasthaus vor der Stadt. Da ißt man ganz gut, und die Zimmer sind hübsch…«

Sie überlegte nicht lange, sondern nickte und sagte: »Okay.«

Und nun befanden sie sich in diesem Gasthaus. Im Zimmer. Im Bett. Wohlgefällig hatte er feststellen können, daß Shirley unter dem unvorteilhaften Pullover eine wunderschöne Figur verbarg.

Ihr Körper war weich und biegsam, die Brüste fest.

Shirley bewies, daß ihr die Liebe großen Spaß machte, und sie war so erfinderisch, wie er es nie zuvor erlebt hatte. Niemals hätte er ihr so viel Erfahrung und Raffinesse zugetraut. Sie kamen beide voll auf ihre Kosten.

Danach legte sie ihren Kopf auf seine behaarte Brust, und sie rauchten zusammen eine Zigarette. Soeben zog sie wieder daran.

Dann gab sie ihm das Stäbchen zurück.

»Reist du öfter per Autostopp?« wollte er wissen.

»Meistens.«

»Und enden die Fahrten alle so?«

»Nicht immer.«

»Häufig?«

»Kommt darauf an. Wenn mir der Mann gefällt…«

»Sagst du nicht nein.«

»Warum sollte ich? Die Zeiten sind vorbei, wo wir Mädchen uns diesbezüglich zurückhalten mußten. Heute haben wir dieselben Rechte wie ihr Männer.«

»Oho, eine Jung-Emanze.«

»Was dagegen?«

»Nein, ich habe ja davon profitiert.«

»Eben.« Sie schickte ihre Finger auf Wanderschaft.

Der Lärm im Festsaal ging ihm allmählich auf die Nerven. »Hoffentlich finden sie bald ein Ende. Ist ja lästig, der Krawall.«

Es klopfte. Shirleys Hand lag gerade an der Innenseite seines Schenkels. Sie zog sie zurück und griff nach der Bettdecke. Er fischte sich einen Morgenmantel und stand auf. Er drehte den Schlüssel im Schloß herum und öffnete die Tür einen Spalt breit.

Draußen stand ein attraktives Mädchen im knappen zyklmefarbenen Trikot. Er verspürte sofort wieder Appetit. Seine Augen weiteten sich vor Überraschung und Anerkennung.

»Hallo!« sagte er begeistert. »Sind Sie sicher, daß Sie zu mir wollen?«

Claudia Clooney fiel es nicht schwer, sich zu verstellen. Ihr Augenaufschlag war gekonnt. Ihr Lächeln verhieß Lewis McDonald eine ganze Menge. »Wenn Sie wissen, was man mit einem müden kleinen Mädchen anfangen kann, bin ich richtig«, sagte sie.

Er schluckte. »Donnerwetter, Ihre Ehrlichkeit gefällt mir.«

»Dachte ich mir. Ich suche ein Mädchen, Sir.« Die Besessene beschrieb Oda. »Sie gehört zur Reisegesellschaft. Ich soll sie zurückholen. Sie haben die kleine Ausreißerin nicht zufällig gesehen?«

»Nein, leider nicht. Gehören Sie zu den Leuten, die so schrecklichen Radau machen?«

»Ich bin untröstlich, wenn Sie das stört«, sagte Claudia. »Aber es ist bald vorbei.«

»Haben Sie danach Feierabend?«

»Gottlob, ja.«

»Schon was vor?«

»Nur noch ins Bett.«

»Wie wär's mit meinem? Ich würde es Ihnen mit Vergnügen zur Verfügung stellen.«

»Ich hatte den Eindruck, es wäre schon belegt.«

Er winkte ab. »Das ist kein Problem. Geben Sie mir fünfzehn Minuten, dann schicke ich die Kleine weg und erwarte Sie.«

»Sie kriegen zwanzig Minuten«, erwiderte Claudia.

»Und danach machen Sie von meinem Angebot Gebrauch?«

»Vielleicht.«

Er grinste. »Wenn eine Frau vielleicht sagt, meint sie ja.«

Claudia erhaschte einen Blick auf das blonde Mädchen in McDonalds Bett. Das war nicht Oda. Sie verlor jegliches Interesse an Lewis McDonald, ließ ihn das jedoch nicht merken. Es blieb offen, ob sie zurückkommen würde oder nicht. McDonald benahm sich Shirley gegenüber jedenfalls nicht schön. Er warf sie hinaus. Sie mußte Platz machen für die andere, die er mit brennender Leidenschaft erwartete.

Er sollte sich lieber nicht wünschen, daß Claudia Clooney zu ihm kam, denn die Besessene würde dafür sorgen, daß dies sein letztes Liebesabenteuer war.

***

Magos Scherge!

Mit haßloderndem Blick starrte mich das Monster an. Das ghoulähnliche Wesen sah widerlich aus. Ekelerregend. Wie grüner Schleim glänzte seine Haut. Ich sah die stumpfen Hörner auf dem

kahlen Schädel und die langen gelben Rattenzähne. Ein Verdacht keimte in mir auf: Wahrscheinlich hatte dieser Schwarzblütler für die Reifenpanne gesorgt. Er wollte mich von meinen Freunden trennen, und es war ihm problemlos gelungen.

»Tony Ballard!« stieß er heiser hervor. »Was für eine Freude, dich zu sehen!«

»Wo ist Mago?«

»In der Nähe.«

»Im Gasthaus?«

»Was kümmert es dich?«

»Ich will ihm das Handwerk legen!« sagte ich hart.

Der Scherge lachte höhnisch. »Das schaffst du nicht.«

»Und wieso nicht?«

»Weil ich dich jetzt fertigmachen werde!« keuchte die Horrorgestalt und griff zur Peitsche.

Ich kannte diese Waffe und wußte, daß ich mich vor ihr in Acht nehmen mußte. Eine vernichtende Kraft wohnte in der schwarzen Peitsche. Sie sollte mir zum Verhängnis werden.

Das Leder pfiff durch die Luft. Das Peitschenende schnellte mir wie eine zubeißende Schlange entgegen. Ich sprang zur Seite. Ganz knapp verfehlte mich das tödliche Leder.

Es klatschte auf den Kofferraumdeckel. Die Wirkung war erschreckend. Der Deckel sprang. Sämtliche Scharniere und Schrauben brachen. Das Blech rutschte über den Heckrand und landete scheppernd auf dem Asphalt. Mir war bekannt, daß die Höllenkräfte, die sich in der Peitsche befanden, meinen Peugeot zerreißen konnten. Magos Scherge hätte meinen Wagen in seine Bestandteile zerdreschen können.

Doch er hatte es nicht auf den Wagen abgesehen, sondern auf mich!

Ich machte drei schnelle Schritte von meinem Fahrzeug weg. Der Unhold drehte sich. Abermals ließ er die Peitsche pfeifen. Ich tauchte unter dem Schlag weg und wuchtete mich vorwärts.

Wenn ich verhindern wollte, daß er aus mir ein dämonisches Skelett machte, mußte ich ihn angreifen. Meine Schulter prallte gegen seinen Brustkorb. Auf diese knappe Distanz konnte er seine Peitsche nicht einsetzen. Ein Riesenvorteil für mich.

Ich schlug ihm meinen magischen Ring gegen die Schläfe. Er grunzte und torkelte zur Seite. Ich setzte nach. Mein zweiter Schlag landete mitten in seinem widerlichen Gesicht. Das ghoulartige Wesen hatte schwer zu schlucken. Die Magie meines Rings, die das Gute in mir um ein Vielfaches verstärkte, wirkte peinigend auf ihn.

Er versetzte mir mit der Linken einen Rammstoß.

Ich flog zurück, blieb mit den Hacken irgendwo hängen und fiel.

Jetzt konnte die Bestie möglicherweise über mich triumphieren.

Mein Gegner ließ nichts anbrennen. Er schlug mit der Höllenpeitsche sofort wieder zu. Ich wälzte mich nach rechts. Klatsch. Das schwarze Leder riß den Asphalt auf. Ich rollte weiter. Viermal, fünfmal. Dann sprang ich auf die Füße. Magos Scherge stürmte heran.

Und ich tat etwas, womit er nicht rechnete. Anstatt stehenzubleiben oder die Flucht zu ergreifen, katapultierte ich mich ihm neuerlich entgegen. Das kam für ihn so überraschend, daß er für einen Sekundenbruchteil irritiert war.

Ich erwischte ihn mit Volldampf. Er klappte in der Mitte zusammen. Ich stürzte mich auf die Peitschenhand und versuchte ihm die gefährliche Waffe zu entreißen.

Er ließ sie nicht los.

Wir lieferten uns einen erbitterten Kampf. Ich preßte ihm den schwarzen Stein meines Rings gegen den Unterarm. Er stöhnte und riß sein ekelerregendes Maul auf. Gleichzeitig öffneten sich seine Finger. Er konnte die Höllenpeitsche nicht mehr halten. Sie fiel zu Boden. Ich kickte sie fort.

Magos Scherge verzichtete darauf, sie sich wiederzuholen. Er wollte mir seine gelben Rattenzähne in den Hals schlagen. Blitzartig erfolgte dieser Angriff. Er biß zu, und ich hatte großes Glück, den Zähnen zu entgehen.

Mein Uppercut – wieder ein Treffer mit dem magischen Ring – brachte die Bestie ins Wanken.

Ehe das Monster sich von dem Treffer erholen konnte, hob ich die Höllenpeitsche auf. Hitze strömte in meinen Arm. Wenn ich den Ring nicht getragen hätte, hätte ich die Peitsche wahrscheinlich sofort wieder fallen lassen müssen. So aber schaffte ich es, sie in der Hand zu behalten.

Als Magos Gehilfe das sah, drehte er vor Schreck durch. Entsetzt riß er die Augen auf. Panik verzerrte seine Fratze. Er wirbelte herum und ergriff die Flucht.

Die Waffe mußte also für ihn tödlich sein.

Mal ausprobieren! dachte ich. Entwischen durfte mir der Kerl nicht.

Kraftvoll schlug ich zu. Die schwarze Peitsche schnellte hinter dem Schwarzblütler her. Sie wickelte sich um seinen dicken Hals.

Mit einem starken Ruck spannte sich das Leder. Der Körper des Ungeheuers brach wie vom Blitz getroffen zusammen. Grelle Stichflammen schossen hoch. Und auch die Höllenpeitsche fing Feuer.

Jetzt war es mir unmöglich, sie länger in der Hand zu halten. Die Hitze nahm zu. Ich ließ die Peitsche fallen, an der das Feuer wie an einer Lunte hochkroch.

Die Flammen erloschen innerhalb weniger Augenblicke.

Danach war von dem Schwarzblütler und seiner Peitsche nichts mehr zu sehen.

***

Der zweite Scherge, jener, der Claudia Clooney zu seinem Werkzeug gemacht hatte, stand hinter dem Gasthaus. Er bekam die letzte Phase des Kampfes zwischen Tony Ballard und seinem Artgenossen mit und wollte rettend eingreifen, doch Ballard war schneller.

Der Schwarzblütler konnte für seinen Höllenkomplizen nichts mehr tun. Als er den anderen in Flammen aufgehen sah, krampfte sich alles in ihm zusammen, und er schwor sich, Tony Ballard für das, was er getan hatte, grausam zu bestrafen.

Es würde sich eine Gelegenheit finden!

Der Dämonenhasser hatte zwar wieder einmal unter Beweis gestellt, wie gut er zu fighten verstand, aber er war nicht unbesiegbar.

Wenn man Tony Ballard im richtigen Augenblick überraschte, war es vorbei mit ihm.

Auf einen solchen Moment wollte der Scherge warten.

Dann würde Ballard eine verdammt hohe Rechnung von ihm präsentiert kriegen.

***

Roxane und Mr. Silver eilten die Treppe hoch. Der Ex-Dämon hatte kein gutes Gefühl. Seine Sorge um Oda schien mehr als begründet zu sein. Mago schien die Spur der weißen Hexe nicht verloren zu haben. Es war zu befürchten, daß er hier aufkreuzte.

Oder war er schon da?

Auch das war leider möglich.

»Hoffentlich ist ihm Oda noch nicht in die Hände gefallen«, sagte der Hüne mit den Silberhaaren.

Roxane, die Hexe aus dem Jenseits, wußte, wen er meinte. Auch sie dachte die ganze Zeit an den Schwarzmagier, der nicht nur Oda, sondern auch sie kriegen wollte. Damals, als er zum erstenmal in London auftauchte, hatte sich Roxane mit Mr. Silver kurz zuvor in eine andere Dimension begeben. Etwas Dummes war passiert. Tony Ballard und Mr. Silver hatten gegen Steve Dury, die wiedererweckte Blutbestie, gekämpft. Dury wollte den Ex-Dämon in eine Falle locken. Und Tony und sein Freund beschlossen, die Bestie auszutricksen.

Mr. Silver machte Tony Ballard unsichtbar.

Steve Dury fiel darauf herein. Er glaubte, der Ex-Dämon würde allein kommen, dabei war Tony mit, und während sich die Blutbestie auf Mr. Silver konzentrierte, machte Tony Ballard das Ungeheuer fertig.

Soweit, so gut.

Danach verlangte Tony Ballard von Mr. Silver, er möge ihn wieder sichtbar machen, doch dem Ex-Dämon fiel die entsprechende Zauberformel nicht ein. Das machte es erforderlich, daß sich Roxane und der Hüne mit den Silberhaaren ins Niemandsland des Bösen

begaben, wo es den Stein der schwarzen Sprüche gibt. Alle existierenden Zauberformeln sind in diesen Stein eingemeißelt.

Auch der Spruch, der Tony Ballard wieder sichtbar machen konnte, stand darauf.

Während Roxane und Mr. Silver also den Spruch suchten, erschien Mago, der Jäger der abtrünnigen Hexen, in London – und ging leer aus, denn Roxane war zum Glück nicht da, und Tony Ballard – noch unsichtbar – jagte den Schwarzmagier in die Flucht.

Als Roxane und Mr. Silver aus jener anderen Dimension zurückkehrten, war Mago nicht mehr in London.

Doch nun war er zurückgekehrt und befand sich vor den Toren der Stadt. Seine Schergen wollten sich Oda holen, und bestimmt würden sie auch Jagd auf Roxane machen. Eine solche Gelegenheit ließen sie sich nicht entgehen…

Die Hexe aus dem Jenseits und ihr Freund erreichten den ersten Stock.

»Froh werde ich sein, wenn es Mago nicht mehr gibt«, sagte Roxane.

»Vielleicht wird das schon bald sein«, knurrte der Ex-Dämon.

»Ob sich Oda uns anschließen wird?«

»Warum nicht? Wir könnten ihre Hilfe gut gebrauchen. Das Spektrum der Hölle ist so groß, daß uns jeder willkommen ist, der bereit ist, dagegen anzukämpfen.«

Oda wäre in der Tat eine echte Bereicherung des Ballard-Teams gewesen. Aber zuvor mußte sie vor Mago gerettet werden.

Roxane und Mr. Silver schritten den Gang entlang.

Ein Mädchen fiel ihnen auf. Schwarzhaarig, hübsch, mit einer Traumfigur, die in einem zyklamefarbenen Trikot steckte. Dieses Mädchen erreichte gerade jene Tür, hinter der sich Oda mit Ian Ekenberry und Bruce Perkins befand.

***

Ich starrte auf den Boden. Der Schwarzblütler existierte nicht mehr, und ich gönnte mir einen erleichterten Atemzug. Ich fragte mich, mit wie vielen Schergen Mago diesmal gekommen war. Mit nur zweien? Mit den beiden, die Ekenberry und Perkins auf Death Stone gesehen hatten? Oder gab es mehr von dieser widerlichen Sorte.

Mago hatte eine ganze Menge Gehilfen. Schließlich gab es zahlreiche Dimensionen. Überallhin konnten die abtrünnigen Hexen fliehen. Es mußte nicht unbedingt die Erde sein. Daneben gab es auch noch Zwischenreiche und Dimensionsfalten, in denen man sich verstecken konnte. Deshalb brauchte Mago große Unterstützung. Oft arbeiteten seine Schergen selbständig, ohne seine Aufsicht, denn er war zwar ein Schwarzmagier, aber es war ihm nicht möglich, überall zu sein.

Hatten wir es diesmal auch bloß mit seinen Gehilfen zu tun?

Nein, Mr. Silvers magischer Instinkt hatte den Jäger der abtrünnigen Hexen selbst aufgespürt, hatte dessen Anwesenheit registriert. Hier bei uns mischte auch der Schwarzmagier mit.

Ich würde ihn früher oder später zu Gesicht kriegen, und ich hoffte, daß ich ihm dann, gemeinsam mit Roxane, Oda und Mr. Silver das Handwerk legen konnte.

Gespannt schaute ich mich um.

Niemand fiel mir auf, dennoch hatte ich das unangenehme Gefühl, beobachtet zu werden. Von wem? War es Mago persönlich?

Oder einer seiner häßlichen Schergen?

Jederzeit mit einem neuen Angriff rechnend, überquerte ich den Parkplatz und betrat wenig später das Gasthaus, um meinen Freunden zu folgen.

***

Ian Ekenberry fuhr sich mit den Fingern durch das Haar. Bruce Perkins warf einen Blick auf seine Armbanduhr. Tony Ballard wäre ihm sehr willkommen gewesen. Er litt darunter, Oda nicht helfen zu können. Sie saß da und nahm an nichts Anteil. Man konnte nicht mit ihr sprechen. Sie schien kein Wort zu verstehen.

»Ist sie nicht zu bedauern?« fragte Perkins.

»Jämmerlich sieht sie aus«, erwiderte Ekenberry.

»Und dabei hatte sie noch unverschämt Glück. Wenn wir sie nicht von Death Stone weggebracht hätten… Diese grünen Teufel hätten Oda wahrscheinlich mit ihren Peitschen in Stück geschlagen.«

»Ganz bestimmt«, sagte Ekenberry.

Oda zuckte wie unter einem Stromstoß zusammen. Ihr Blick richtete sich auf die Tür, die in diesem Moment Claudia Clooney erreichte. Oda spürte die Nähe des Bösen. Sie fühlte sich entdeckt, und ihre Miene nahm einen ängstlichen Ausdruck an.

Ekenberry streichelte mit dem Handrücken ihre Wange. »Hab keine Angst, es passiert dir nichts.«

Doch das wache Unterbewußtsein Odas wußte, daß Ekenberry und Perkins sie nicht beschützen konnten, wenn es hart auf hart kam…

***

Claudia Clooney erschrak. Sie spürte feindliche Kräfte, wußte nicht, wie sie sich verhalten sollte. Roxane und Mr. Silver bemerkten die Nervosität des schwarzhaarigen Mädchens im Trikot sofort. Auch ihnen fiel sogleich auf, daß sie sich einem Gegner näherten.

»Stimmt was nicht?« fragte der Ex-Dämon.

Die Lider der Besessenen flatterten. »Wieso? Es ist alles in Ordnung.«

»Suchen Sie jemanden?«

»Nein«, log Claudia.

»Wie ist Ihr Name?«

»Warum wollen Sie das wissen?«
»Haben Sie einen Grund, ihn nicht zu nennen?«
Das Mädchen schob trotzig sein Kinn vor. »Ich heiße Claudia Clooney. Zufrieden?«
»Sie mögen uns nicht, stimmt's?«
»Sie sind mir gleichgültig.«
»Das glaube ich Ihnen nicht«, sagte Mr. Silver scharf.
»Na schön!« fauchte die Besessene mit einemmal. »Ich hab' was gegen euch! Vor allem gegen die da!« Mit diesen Worten stürzte sie sich auf Roxane. Der schwarze Geist in ihr hatte die Hexe aus dem Jenseits sofort erkannt, und er wollte sie vernichten. Mit beiden Händen griff sie in Roxanes Haar, das ebenfalls schwarz war. Sie riß die Hexe aus dem Jenseits zur Seite und stellte ihr ein Bein.
Roxane fiel.
Claudia Clooney ließ sich auf sie fallen. Mordlust brannte in ihren Augen. »Stirb, Hexe!« fauchte sie. »Stirb!«
Mr. Silver wollte eingreifen, erkannte aber, daß dies nicht nötig war. Soeben mobilisierte die Hexe aus dem Jenseits ihre übernatürlichen Fähigkeiten. Sie schickte starke Energien in ihre Hände, zwischen die sie sofort Claudias Kopf nahm. Es knisterte. Helle, fast weiße Blitze zuckten auf. Sie gingen von Roxanes schlanken Händen aus und schossen in den Kopf der Besessenen. Tief drangen die weißmagischen Energien ein. Sie attackierten das Böse in Claudia Clooney mit einer Vehemenz, der es nicht gewachsen war.
Der schwarze Einfluß mußte sich aus dem Mädchen zurückziehen, konnte sich keinen Augenblick länger halten. Roxanes Energie zerstörte ihn nachhaltig, so daß er nie wieder in das Mädchen zurückkehren konnte…

***

Meine Hand lag auf dem Griff der superflachen Weihwasserpistole, während ich auf die Treppe zueilte. Eine Woge der Fröhlichkeit brandete mir, aus dem Festsaal kommend, entgegen. Ich wäre glücklich gewesen, wenn ich so vergnügt hätte sein können wie diese ahnungslosen Menschen, aber ein Name ließ mich nicht froh werden: Mago!
Er lag mir wie ein großer Stein im Magen.
Welche dämonischen Register hatte er inzwischen schon gezogen? Welche Chancen hatten Oda und Roxane noch? Mit wie vielen Höllentricks würde er versuchen, die beiden Mädchen in seine Gewalt zu bringen? Würde es uns gelingen, das zu verhindern?
Viele Fragen wirbelten durch meinen Kopf.
Mago – das war nicht irgendein Dämon.
Der Schwarzmagier stand auf einer Extraliste, und man konnte mit

Rotstift darunterschreiben: BESONDERS GEFÄHRLICH!
Manchmal wenn ich an einen Fall heranging hatte ich ein gutes Gefühl, wußte, daß ich die Kontrolle darüber behalten würde. Aber wenn Mago mit von der Partie war, konnte es eine Menge unliebsamer Überraschungen geben.
Der Jäger der abtrünnnigen Hexen war eine hartnäckige, hinterlistige, grausame Bestie. Mr. Silver und Roxane hatten mir viel von ihm erzählt. Obwohl ich erst einmal mit ihm zu tun hatte, kannte ich ihn sehr genau und wußte, zu welchen Gemeinheiten dieser Höllenbastard fähig war.
Er gehörte zur ersten Garnitur der schwarzen Macht. Man mußte ihn in einem Atemzug mit Rufus, dem Dämon mit den vielen Gesichtern, Phorkys, dem Vater der Ungeheuer, und Atax, der Seele des Teufels, dem Herrscher der Spiegelwelt, nennen.
Ein brandgefährlicher Bursche.
Wenn es uns gelang, ihn zu bezwingen, errangen wir einen großen Sieg.
Ich stieg die Treppe hoch.
Kampflärm im ersten Stock! Da nahm ich die Beine in die Hand und hetzte nach oben…

***

Auch Ian Ekenberry und Bruce Perkins vernahmen den Kampflärm. Sie schauten einander ratlos an. Odas Erregung wuchs. Natürlich dachten Ekenberry und Perkins sofort an die beiden Horrorgestalten von Death Stone. Befanden sie sich dort draußen auf dem Gang? Mit wem kämpften sie?
Ekenberry machte zwei Schritte auf die Tür zu.
»Ian!« preßte Perkins nervös hervor. »Was hast du vor?«
Ekenberry stoppte. Er wußte es nicht. Er hatte gar nicht den Mut, die Tür zu öffnen und nach dem rechten zu sehen. Er schluckte aufgeregt. Sein Adamsapfel hüpfte.
»Mein Gott, Bruce, was passiert dort draußen?«
»Wir gehen nicht raus, Ian! Wir bleiben hier. Mag passieren, was will, wir bleiben bei dem Mädchen und warten auf Tony Ballard. Er muß ja jeden Moment eintreffen.«
»Vielleicht ist er schon da. Vielleicht ist er es, der auf dem Gang…«
»Wir werden es früh genug erfahren.«
Die beiden verhinderten Schatzsucher warteten mit gespannten Mienen. Der Horrorstreß hatte sie noch nicht losgelassen. Auf eine Neuauflage der Angst wollten sie liebend gern verzichten.
Sie hofften sehr, daß es Tony Ballard war, der sich dort draußen mit jemandem herumschlug.
Odas Nervosität erreichte den Höhepunkt. Sie grub die Finger in ihr

rotes Haar und blickte verstört zur Tür.

Und plötzlich entspannte sie sich. Die Furcht fiel von ihr ab. Sie ließ einen erleichterten Seufzer hören. Die Gefahr, die ihr gedroht hatte, schien nicht mehr zu existieren.

So war es auch. Claudia Clooney stand nicht mehr länger auf der Seite des Bösen, und das spürte die weiße Hexe. Der befreiende Atemzug war berechtigt.

***

Ich erreichte den ersten Stock und Mr. Silver verhalf einem hübschen Mädchen soeben auf die Beine, die sehr lang und sehr schön waren.

»Was ist passiert?« wollte ich wissen.

»Gleich«, sagte Mr. Silver und klopfte an die Tür, vor der wir nun zu viert standen.

Drinnen fragte Ian Ekenberry: »Wer ist da?« Es klang gepreßt, vorsichtig, ängstlich.

»Ich bin es: Tony Ballard«, antwortete ich.

Ekenberry öffnete. »Mr. Ballard! Dem Himmel sei Dank.«

Wir traten ein.

Roxane erblickte Oda. Sie eilte auf sie zu und umarmte sie, drückte sie innig an sich. Ein ergreifendes Bild. Aber die weiße Hexe blieb weiterhin unansprechbar.

Ekenberry reichte mir erleichtert die Hand. Auch Perkins schüttelte sie mir und sagte: »Endlich. Wir saßen hier wie auf glü- henden Kohlen.«

»Ich bin froh, Sie gesund wiederzusehen«, sagte ich ehrlich. Das war keine Selbstverständlichkeit. Immerhin waren sie Magos Schergen begegnet.

Claudia Clooney lehnte unbeachtet an der Wand. Ihr schwarzes Haar war zerzaust. Sie hatte Tränen in den Augen. Ich wies auf sie und wollte von Mr. Silver wissen, wer sie war.

Er nannte mir ihren Namen.

»Und?« fragte ich.

»Sie war vom Bösen besessen. Roxane und ich hatten den Eindruck, sie befände sich auf der Suche nach Oda. Als wir sie ansprachen, ging sie urplötzlich auf Roxane los, die es jedoch schaffte, die schwarze Kraft aus ihr zu vertreiben.«

»Die Gefahr ist verbannt?« wollte ich wissen.

»Ja. Claudia ist jetzt wieder okay.«

»Sie sieht mitgenommen aus.«

»Sie braucht ein paar Minuten, um all das zu verdauen.«

Claudias Blick richtete sich auf Mr. Silver. »Ich… ich wollte …«

Der Ex-Dämon winkte ab. »Vergessen Sie’s.«

»Ich habe versucht, Roxane…«

Mr. Silver grinste. »Hauptsache, Sie haben es nicht geschafft.«

»Ich bin nicht nur über Roxane hergefallen«, beichtete Claudia Clooney. »Ich wollte auch Dinsdale Lamb, meinen Kollegen, umbringen.«

»Blieb es beim Wollen?« fragte ich.

»Ja. Larry Davis, der Busfahrer, ging dazwischen, sonst hätte ich Dinsdale erwürgt. Ich war viel kräftiger als er.«

Das war nichts Neues für mich. Besessene entwickelten häufig enorme Kräfte, zu denen sie unter normalen Umständen nicht fähig gewesen wären.

»Wer hat Sie für seine Zwecke mißbraucht?« erkundigte ich mich.

»Ein schrecklicher Kerl«, sagte Claudia. Sie beschrieb einen Höllenschergen. »Er fiel unten im Waschraum über mich her.« Sie berichtete in allen Einzelheiten, was sich ereignet hatte. Nicht immer wissen Besessene das. Oft können sie sich – wenn sie vom Bösen wieder frei sind – an diese Dinge nicht mehr erinnern. Sie fallen dann aus allen Wolken, wenn man ihnen erzählt, was sie angestellt haben.

Claudia wußte hingegen noch alles. »Er… er gab mir den Auftrag, Oda zu suchen«, sagte sie leise.

»Und wenn Sie sie gefunden haben?« fragte ich.

»Er sagte, ich brauche es ihm nicht mitzuteilen, er würde es dann wissen.«

Ich warf Mr. Silver einen beunruhigten Blick zu. Der Ex-Dämon sagte: »Die Verbindung zwischen ihm und dem Mädchen besteht zwar nicht mehr, aber wir sollten dennoch auf der Hut sein und vor allem trachten, schleunigst von hier wegzukommen.«

»Kannst du nichts für Oda tun?« fragte Roxane den Hünen mit den Silberhaaren.

»Leg sie aufs Bett«, verlangte Mr. Silver.

Roxane drückte gegen Odas Schultern. Das Mädchen sträubte sich. »Leg dich hin«, sagte Roxane eindringlich. »Es geschieht dir nichts. Wir wollen dir nur helfen.«

Langsam gab Oda nach. Sie drehte sich und legte sich auf den Rücken. Mr. Silver trat an das Bett. Er konzentrierte sich und aktivierte seine übernatürlichen Fähigkeiten, von denen nicht nur eine vernichtende, sondern auch eine heilende Wirkung ausgehen konnte.

Zwanzig Zentimeter über der weißen Hexe hielt er seine Hände.

Die Handflächen wiesen nach unten. Sie überzogen sich mit einem silbrigen Schimmer. Zwischen Oda und Mr. Silvers Händen baute sich ein helles Kraftfeld auf. Es hatte den Anschein, als wären die Pranken des Hünen Lichtquellen, die auf den Mädchenkörper hinunterstrahlten.

Er bewegte die Hände waagrecht. Zog sie von links nach rechts und wieder zurück. Also vom Kopf der weißen Hexe zu den Füßen und

wieder zurück. Seine Augen waren dabei geschlossen. Seine Lippen bewegten sich. Er flüsterte starke Beschwörungsformeln, und die heilende Kraft begann zu wirken.

Odas Gesichtsausdruck veränderte sich. Ihr Blick wurde klar und rein. Sie schaute sich zum erstenmal bewußt um, und als Mr. Silver sie aufforderte, sich aufzusetzen, gehorchte sie.

Sie erblickte Roxane. Die Szene war rührend. »Roxane!« rief sie aus, und ein Schluchzen entrang sich ihrer Kehle. »Ich befürchtete, dich nie mehr wiederzusehen.« Abermals umarmten sich die beiden Hexen.

Oda erfuhr unsere Namen.

»Wie soll's jetzt weitergehen?« erkundigte sich Ian Ekenberry.

»Für Sie beide ist die Sache gelaufen«, sagte ich. »Sie waren uns eine große Hilfe, doch nun dürfen Sie aus dem Fall aussteigen. Setzen Sie sich in Ihren Wagen und fahren Sie heim. Was jetzt noch zu tun ist, ist unsere Sache.«

»Aber die Schergen sind schon hier«, sagte Bruce Perkins mit belegter Stimme.

»Sie waren zu zweit auf Death Stone«, sagte ich.

»Ja«, erwiderte Perkins.

»Nun gibt es nur noch einen.«

»Wie? Wieso?« fragte Ekenberry verwirrt.

Ich erzählte, daß es mir gelungen war, einen Höllenschergen mit der eigenen Peitsche fertigzumachen. Einer existierte noch. Er sollte es nicht wagen, sich uns in den Weg zu stellen. Er würde an unserem massiven Widerstand draufgehen.

Oda sprach stockend über ihre Flucht durch die Dimensionen.

Mago und seine Schergen hatten sie gnadenlos gejagt. Sie hatte nicht mehr gewußt, wo sie sich vor ihnen verstecken sollte. Da war ihr Roxane in den Sinn gekommen, von der sie wußte, daß sie auf der Erde Zuflucht gefunden hatte. Aber es war ihr nicht gelungen, die Verfolger abzuhängen.

Ich sagte: »Du hast jetzt nichts mehr zu befürchten, Oda. Bei uns bist du bestens aufgehoben.«

Aber das war ein Irrtum.

***

Der Höllenscherge, der Claudia Clooney zu seinem Werkzeug machte, bekam eine Menge mit. Im ersten Stock des Gasthauses befanden sich Roxane, die langgesuchte Hexe aus dem Jenseits, und Mr. Silver, ihr Freund und Beschützer. Dem schwarzen Wesen wurde klar, daß es allein hier nichts ausrichten konnte. Tony Ballard hatte seinen Komplizen vernichtet. Er brauchte Verstärkung.

Die Verbindung zwischen Claudia und ihm riß jäh ab. Er schnaufte wütend und informierte umgehend Mago, den Schwarzmagier.

Er ließ den Jäger der abtrünnigen Hexen nicht nur wissen, daß er Oda wiedergefunden hatte. Er teilte dem Schwarzmagier auch mit, daß sich Roxane, Mr. Silver und Tony Ballard, der Dämonenhasser, im Gasthaus befanden.

Alle hübsch beisammen.

So etwas ließ Mago sich natürlich nicht entgehen. Er handelte unverzüglich…

***

»Wenn ihr euch genug gefreut habt, bin ich dafür, daß wir gehen«, sagte Mr. Silver grinsend zu Roxane und Oda.

Roxane sagte zu ihrer Freundin: »Wir bringen dich zunächst mal zu uns nach Hause. Es ist auch noch Platz für dich in Tony Ballards Haus. Nicht wahr, Tony, Oda kann das Gästezimmer haben.«

»Selbstverständlich«, erwiderte ich.

Roxane wandte sich wieder an die weiße Hexe. »Da ruhst du dich so lange aus, wie du willst, und denkst über deine Zukunft nach. Wenn du möchtest, kannst du bei uns bleiben und uns im Kampf gegen die schwarze Macht helfen.«

»Das will ich gern tun, aber im Moment…«

»Bist du dafür noch zu schwach, das ist klar«, sagte Roxane.

»Aber du wirst dich rasch erholen. Und dann kriegst du reichlich Gelegenheit, es den Mächten der Finsternis heimzuzahlen.«

»Aufbruch!« sagte Mr. Silver und begab sich zur Tür. Roxane und Oda folgten ihm. Ich schloß mich den Mädchen an. Auch Claudia Clooney, Ian Ekenberry und Bruce Perkins schickten sich an, das Zimmer zu verlassen. Ich sah den beiden Schatzsuchern an, daß sie froh waren, sich nicht mehr länger für Oda verantwortlich fühlen zu müssen.

Mr. Silver öffnete die Tür.

Oda schrie entsetzt auf.

Ich bekam die Gänsehaut, schaute an den Mädchen vorbei und erblickte die beiden Schergen, die draußen standen.

***

Zwei!

Nur zwei hatten Ekenberry und Perkins auf Death Stone gesehen.

Einen hatte ich vernichtet. Ich hatte geglaubt, es wäre nur noch einer übrig. Doch vor uns standen wieder zwei Höllenschergen.

Wie viele waren es insgesamt?

Natürlich breitete sich Panik aus. Wie ein Lauffeuer griff sie um sich, erfaßte Claudia Clooney, Ian Ekenberry, Bruce Perkins – und auch Oda.

Roxane, Mr. Silver und ich versuchten einen kühlen Kopf zu bewahren. Der Ex-Dämon schleuderte die Tür zu. Er wollte sie mit

einem magischen Riegel versehen, damit die Gehilfen Magos nicht herein konnten, doch sie hieben mit ihren Höllenpeitschen gegen die Tür, wodurch diese aus Schloß und Angeln gefetzt wurde.

Das Türblatt klappte uns entgegen und krachte auf den Boden.

Claudia kreischte hysterisch. Sie rannte an mir vorbei, warf sich auf den Boden und rutschte unter das Bett, während sich Ekenberry und Perkins hinter dem Schrank verschanzten.

Und die gefährliche Schergen griffen an!

»Roxane!« schrie ich. Die Hexe aus dem Jenseits wollte sich zum Kampf stellen. Das war jedoch unvernünftig. Sie sollte sich um Oda kümmern, sollte sich darauf beschränken, auf sie aufzupassen. In aller Eile rief ich es ihr zu.

Sie sah es zum Glück sofort ein. Es gab nicht erst lange Debatten darüber. Dazu hätte die Zeit nicht gereicht. Roxane drängte die weiße Hexe zurück. Im Hintergrund des Zimmers verfolgte sie, was weiter passierte.

Ich sprang neben Mr. Silver.

Wie schon so oft, kämpften wir Seite an Seite.

Ich riß meine Weihwasserpistole aus dem Gürtel, zielte, schoß.

Die Pistole gewährleistete eine Treffsicherheit bis auf eine Entfernung von etwa fünf Metern. Der Weihwasserstrahl hätte das widerliche Gesicht meines Gegenübers treffen sollen, doch der Bursche schien zu spüren, daß ihm das geweihte Wasser gefährlich werden konnte, deshalb pendelte er blitzschnell nach rechts.

Der dünne Strahl verfehlte ihn knapp.

Die Weihwasserpistole war achtschüßig.

Siebenmal konnte ich noch abdrücken.

Ich tat es gleich wieder. Abermals entging mein Gegner dem Treffer. Wenn ihn das geweihte Wasser erwischt hätte, hätte es sich wie Salzsäure in seinen Körper gefressen, doch der Kerl war ungemein schnell. Die Wendigkeit des Gedrungenen war unglaublich.

Er wollte mir die Pistole mit der Peitsche aus der Hand schlagen, und nun mußte ich zeigen, daß ich blitzschnell zu reagieren vermochte. Ich flitzte zurück.

Schuß!

Der Strahl streifte seine Schulter. Er zuckte zusammen und stieß ein markerschütterndes Geheul aus. Mit gebleckten Rattenzähnen stürmte er vorwärts.

Er war mir nichts schuldig geblieben. Eine unbändige Wut trieb ihn mir entgegen. Er wollte mich um jeden Preis schaffen. Ich war gezwungen, zurückzuweichen. Im Moment hatte er leichte Vorteile.

Ich befand mich in der Defensive, kam nicht einmal dazu, meine Weihwasserpistole gegen ihn einzusetzen, war nur ständig damit beschäftigt, den pfeifenden Peitschenhieben auszuweichen…

***

Und Mr. Silver?

Der Ex-Dämon versuchte seine übernatürlichen Fähigkeiten in die Waagschale zu werfen. Er konnte viele verblüffende Dinge tun.

In Streßsituationen wuchs er häufig über sich hinaus. Aber er vermochte seine »Kunststücke« nicht beliebig oft zu wiederholen.

Was ihm heute mühelos gelang, mußte er morgen nicht genauso gut schaffen. Der Hüne mit den Silberhaaren war gewissen Schwankungen unterworfen. Er war kein Automat, der auf Knopfdruck immer dieselbe Leistung erbringen konnte.

Es war nicht vorherzusehen gewesen, daß er diesmal eher in einer leichten Formkrise steckte. Er wußte das selbst nicht, sonst hätte er sich darauf eingestellt.

Erst jetzt, wo es zum Kampf gekommen war, merkte Mr. Silver, daß er schleppend reagierte, daß seine Reflexe anscheinend eingerostet waren, daß er nicht so auf der Höhe war, wie er es gern gewesen wäre.

Der Höllenscherge schlug nach ihm.

Mr. Silver schaffte es gerade noch, der Peitsche auszuweichen. Es gelang ihm, seinen Körper zu Silber erstarren zu lassen, aber er schaffte es nicht, die nötige Energie zu aktivieren, um einen vernichtenden Feuerblick zustandezubringen. Diesmal rasten keine tödlichen Blitze aus seinen Augen, obwohl das sonst immer klappte.

Verdammt! schoß es ihm durch den Kopf. Was ist mit mir los?

Er konnte nur mit halber Kraft kämpfen.

Aber mit ganzem Herzen.

Grimmig wuchtete sich der silberne Hüne dem Höllenschergen entgegen. Er stieß den Peitschenarm des Gegners zur Seite und schlug ihm seine Silberfaust ans Kinn. Die Wucht des Schlages warf den Schwarzblütler gegen die Wand. Ein zorniges Zischen drang aus seinem Maul. Der Gehörnte stemmte sich von der Mauer ab und flog wie vom Katapult geschleudert auf Mr. Silver zu.

Der Ex-Dämon fing das Monster ab.

Mit beiden Händen packte er den Kerl, nützte dessen Schwung aus, hob ihn hoch und warf ihn kraftvoll auf den Boden.

Doch Magos Scherge glich einem Gummiball. Er federte sofort wieder hoch und war einsatzbereit.

Der Hüne wollte den Kampf endlich für sich entscheiden. Er startete. Sein Gegner holte mit der Höllenpeitsche aus. Mr. Silver hätte besser darauf achten müssen. Er übersah die Absicht des schleimigen Ungeheuers.

Prompt rächte sich das.

Das schwarze Leder pfiff durch die Luft. Waagrecht schnitt es heran und traf Mr. Silvers Hals. Eine vernichtende Energie wirkte sofort auf

den Ex-Dämon ein. Ihm war, als würden Pfeilspitzen alle seine Muskeln durchbohren.

Magie kämpfte gegen Magie.

Mr. Silver mobilisierte seine Kraftreserven und warf sie in den mörderischen Kampf. Würde er es schaffen? Konnte er sich gegen die zerstörende Kraft der Höllenpeitsche behaupten? Oder würde ihn die Peitsche töten?

Während er sich verzweifelt gegen die Niederlage wehrte, schoß ihm ein Name durch den Kopf: Lathor!

Lathor, das war der Mann mit dem Wolfsschwert gewesen. Nur ungern erinnerte sich der Ex-Dämon an diesen Fall, der ihn beinahe das Leben gekostet hätte. Lathor hatte ihn trotz des Silberschutzes verletzt, und er wäre daran beinahe zugrunde gegangen.

Sollte Magos Scherge noch mehr als Lathor erreichen?

Der Ex-Dämon befürchtete, daß seine Kräfte nicht ausreichten, um zu siegen. In seinem Körper schienen glühende Messer zu kratzen. Mr. Silver bäumte sich verbissen auf. Er packte die Todespeitsche und riß sie sich vom Hals.

Aber gerettet war er deswegen noch nicht.

Die Peitsche hatte ihn total ausgelaugt. Er merkte, daß das Silber seines Körpers weich wurde. Er konnte den Metallzustand, der ihn normalerweise schützte, nicht mehr länger aufrechterhalten.

Der Ex-Dämon nahm, ohne es zu wollen, sein gewohntes Aussehen wieder an. Er spürte, wie ihn die letzten Kräfte verließen, konnte sich nicht länger auf den Beinen halten und brach stöhnend zusammen.

Viele andere Gegner hätten in diesem Kampf ihr Leben verloren.

Mr. Silver verlor nur das Bewußtsein – und seine übernatürlichen Fähigkeiten!

***

Im Festsaal ging das bunte Programm zu Ende. Begeisterter Applaus. Der Künstler, der die Bombenstimmung geschaffen hatte, wurde mit gellenden Pfiffen und Fußgetrampel verabschiedet. »Zu-ga-be!« schrien die Leute. »Zu-ga-be!« Aber der Künstler wollte nicht mehr. Zu drei Zugaben hatte er sich bereits überreden lassen.

Das mußte reichen.

Er verließ die Bühne.

Dahinter sagte er zu Dinsdale Lamb: »Jetzt gehören sie dir. Ich habe sie bestens für dich vorbereitet. Sie werden jeden Ramsch kaufen.«

Lamb zupfe an dem roten Tuch, das seinen Hals zierte, und nickte. Er wollte die Holzstufen zur Bühne hinauf eilen, um das Eisen zu schmieden, solange es noch warm war, doch plötzlich stutzte er, denn etwas, was nicht im Programm vorgesehen war, passierte.

Die Luft schien auf der Bühne mit einemmal zu brennen.

»Dinsdale!« rief Peggy Desmond verblüfft aus. Sie stand hinter Lamb und wies auf den glühenden Kegel, der sich dort oben bildete. »Was ist das?«

»Keine Ahnung«, stieß Lamb aufgeregt hervor.

Die Menschen im Saal beruhigten sich. Sie glaubten, der Veranstalter würde ihnen eine weitere Darbietung präsentieren.

»Verdammt, woher kommt dieses Brennen?« keuchte Lamb.

In dem flammenden Kegel materialisierte etwas. Noch war es nicht zu erkennen. Die Luft war im Kegel ständig in Bewegung.

Kleine Flammenzungen leckten aus dem Kegelrand.

Ein schreckliches Wesen entstand in dem leuchtenden Rot.

Die Gäste hielten das für einen gelungenen Zaubertrick und applaudierten begeistert.

Doch Dinsdale Lamb schnürte es die Kehle zu. »Mein Gott, wer ist das?« Diese Frage galt niemandem, denn keiner konnte sie beantworten.

Auf der Bühne war Mago, der Schwarzmagier, erschienen!

***

Grauenerregend sah er aus. Er trug ein braunes Lederwams, ähnelte einem Menschen, ohne aber ein Mensch zu sein. Seine Haut war granitgrau, und die Ohren oben gespitzt.

Bei seinem ersten Auftritt auf der Erde hatte ihn der Rocker Andy Graham mit Mr. Spock vom Raumschiff Enterprise verglichen.

Er trat zwei Schritte vor und damit aus dem brennenden Kegel, der hinter ihm in sich zusammenfiel. Eine unheimliche Präsenz ging von ihm aus. Niemand applaudierte mehr. Jeder im Saal spürte mit einemmal eine entsetzliche Beklemmung. Alle wußten, daß die Erscheinung dafür verantwortlich war. Hart und grausam starrte er die Menschen an. Sie begannen ihn zu fürchten, und das gefiel ihm.

Er grinste eiskalt.

»Ich bin Mago, der Schwarzmagier!« rief er mit dröhnender Stimme. Er brauchte kein Mikrophon. Jeder im Festsaal hörte ihn auch so sehr deutlich. »Der Jäger der abtrünnigen Hexen!«

Dinsdale Lamb biß sich auf die Unterlippe. Was für ein schrecklicher Abend. Zuerst hätte ihn Claudia Clooney beinahe erwürgt.

Jetzt erschien dieser Kerl, der geradewegs aus der Hölle zu kommen schien, und hielt hier eine Ansprache.

»Gibt es eine Hexe unter euch?« fragte Mago schneidend. »Wenn ja, kann sie gewiß sein, daß ich sie entlarven werde!«

»Dinsdale!« flüsterte Peggy Desmond aufgeregt. »Wer ist das?«

»Du hast es doch gehört. Er nennt sich Mago.«

»Ja, aber wer ist er wirklich?«

»Einer, der uns eine Menge Ärger machen wird, das spüre ich«,

entgegnete Lamb.
»Ihr seid hier, um euch zu vergnügen!« rief Mago. »Und ich bin gekommen, um euch ein Schauspiel besonderer Art zu bieten!«
Immer wieder flatterte aus Magos Mund eine schwarze gespaltene Schlangenzunge.
Die ersten Pfiffe ertönten. Die ersten Buh-Rufe…
Der Schwarzmagier starrte die Menschen gereizt an. »Niemand verläßt den Saal!«
»Wer will uns das verbieten?« rief ein kräftiger Bursche.
»Ich!« sagte Mago. »Jeder bleibt auf seinem Platz sitzen. Ich will, daß ihr an der Hinrichtung zweier Hexen teilnehmt!«
»Verdammt, was soll diese Geschmacklosigkeit?« ärgerte sich der Kräftige. Derek Santelli war sein Name. Er packte seine Freundin bei der Hand, stand auf und sagte: »Komm, Jill, wir gehen!«
»Du kommst hier nicht raus!« tönte Mago.
»Das werden wir ja sehen!« knurrte Santelli. Er stürmte mit seiner Freundin durch den Festsaal, erreichte die Flügeltüren und wollte sie auf rammen. Doch sie gaben nicht nach. Obwohl sie nicht abgeschlossen waren, schwangen sie nicht zurück. Und noch etwas passierte: Derek Santelli erhielt einen brennenden Schlag, der ihn einen Meter zurückschleuderte.
Er stieß einen wütenden Schrei aus, ließ seine Freundin los und kreiselte herum. »Jetzt reichen mir deine Mätzchen, du nachgemachter Zauberer!« schrie er aufgebracht. »Ich will hier raus! Und wenn du die Tür nicht auf der Stelle freigibst, kannst du was erleben!«
»Derek, bitte beruhige dich!« sagte Jill eindringlich. Sie faßte ihren Freund an der Schulter an. Er schüttelte ihre Hände ab.
»Laß mich!« knurrte er. »Gib die Tür frei, Mago!« schrie er.
»Setz dich wieder an den Tisch!« befahl der Schwarzmagier.
»Ich denke nicht daran!«
»Ich will, daß du dir die Hinrichtung ansiehst!«
»Und ich will hier raus!«
»Ich könnte dich wegen deines Ungehorsams töten!«
Diese Worte entsetzten die Menschen. Es hatte noch ein paar Zweifler gegeben, die das Ganze für eine gut eingefädelte Show gehalten hatten. Sie hatten gemeint, Derek Santelli und seine Freundin würden dabei mitspielen. Aber töten, das war kein Spiel mehr.
Absolute Stille herrschte im Saal.
Mago bewies seine Macht. »Setz dich!« sagte er und wies auf den Tisch, an dem Santelli mit Jill gesessen hatte. Gleichzeitig übte er einen geistigen Zwang auf Derek Santelli aus.
Der kräftige Bursche spürte das und versuchte sich der geistigen Gewalt zu widersetzen, doch es gelang ihm nicht. Mechanisch setzte

er sich in Bewegung. Er und Jill kehrten an ihren Tisch zurück.

Mago grinste zufrieden. »So ist es richtig.«

Der Schwarzmagier entließ Derek Santelli aus seiner Gewalt. Der Kräftige hätte sitzenbleiben sollen. Doch als er spürte, daß er wieder frei entscheiden konnte, federte er hoch.

Vielleicht wollte er allen zeigen, daß er keine Angst hatte.

Vielleicht wollte er auch nur Jill imponieren. Jedenfalls stürmte er Richtung Bühne, schwang die Fäuste und schrie: »Na warte, du gottverdammter Scharlatan! Dir werde ich das Fell tüchtig gerben!«

Der Schwarzmagier wich nicht von der Stelle.

Derek Santelli sprang auf die Bühne. Zwei Schritte gestattete ihm der Graugesichtige mit den gespitzten Ohren noch. Dann streckte er seine Hand aus. Mit dieser Geste stoppte er Derek Santelli. Der kräftige Mann war nicht fähig, auch nur einen einzigen Schritt weiter zu tun. Wie erstarrt stand Santelli auf der Bühne.

Gespannt schauten alle zu.

Jill zitterte. Sie bangte um das Leben ihres Freundes.

»Ich hätte dich sofort töten sollen!« knurrte der Jäger der abtrünnigen Hexen.

»Neiiiin!« schrie Jill. »Tun Sie ihm nichts! Ich bitte Sie… Ich flehe Sie an!«

Mago beachtete sie nicht. Sein Zeigefinger wies auf Derek Santellis Stirn. »Du wolltest mich angreifen! Das mußt du mit dem Leben bezahlen!«

»Bitte!« schrie Jill wieder. »B-i-t-t-e-!«

»Stirb!« zischte Mago.

Santellis Gesicht verformte sich und wurde kreidebleich. Sein Kopf wuchs. Er brüllte vor Schmerzen. Der Schädel wurde innerhalb weniger Augenblicke doppelt so groß. Alle sahen es – und konnten es nicht fassen.

Und weiter wuchs Santellis Kopf – und dann zerplatzte er.

»D-e-r-e-k-!« kreischte Jill, während Santelli zusammenbrach. Sie warf sich auf den Tisch und weinte haltlos. Die Menschen im Saal waren zutiefst erschüttert. Mago war für sie alle die Personifizierung des Teufels. Sie begriffen, daß sie sich in seiner Gewalt befanden. Wenn sie sich gegen ihn auflehnten, würden sie alle so enden wie Derek Santelli.

Die Panik uferte aus.

Die Menschen schafften es trotz ihrer Angst nicht, auf den Stühlen sitzenzubleiben. Wie auf ein stummes Kommando sprangen sie auf und stürmten zum Saalausgang. Tische und Stühle fielen um.

Gläser, Flaschen und Teller zerbrachen. Besteck klirrte und klapperte auf den Boden. Geschrei. Klagen. Wimmern. Eine Frau fiel. Sie konnte sich nicht mehr erheben. Die Nachstürmenden trampelten über sie

hinweg. Es war entsetzlich…

Und sinnlos, denn Mago ließ niemanden aus dem Saal.

Mit vereinten Kräften versuchten die Menschen die Sperre zu durchbrechen. Sie schafften es nicht.

»Habt ihr endlich begriffen?« schrie der Schwarzmagier höhnisch.

Angst, Ratlosigkeit, Verzweiflung in aller Augen.

»Jeder kehrt an seinen Platz zurück!« befahl der Jäger der abtrünnigen Hexen.

Verstört kehrten die Menschen um. Zitternd setzten sie sich und harrten der Dinge, die noch kommen würden.

***

Dinsdale Lamb schluckte schwer. Die Hölle war in diesen Saal eingebrochen. Egal, was Mago vorhatte, Lamb wollte ihm nicht dabei zusehen. Was er mit ansehen mußte, reichte ihm. Derek Santellis Tod ging ihm schwer an die Nieren. Er wollte nicht ebenso enden.

Deshalb setzte er sich ab.

Peggy bemerkte es nicht, denn er stahl sich klammheimlich davon. Sie und Larry Davis starrten zu Mago hoch, der seinen Triumph über die verstörten Menschen genoß.

Lamb glitt durch die Tür, die zur Küche führte. Mago wußte es, aber er ließ es geschehen. Lamb würde sehr bald eine unliebsame Überraschung erleben.

Sobald Dinsdale Lamb die Tür hinter sich geschlossen hatte, rannte er los. Es gab eine Hintertür, die aus dem Gasthaus führte.

Die wollte er erreichen. Nichts wie raus aus diesem Höllengefängnis. Nur die eigene Haut retten, das war Lamb das Wichtigste. Um die anderen konnte er sich nicht kümmern. Jeder ist sich in einer solchen Situation selbst der Nächste.

Die Tür.

Er packte die Klinke. Ein Stromschlag warf ihn zurück. Fassungslos starrte er auf seine Hände. Auch hier konnte niemand das Gasthaus verlassen.

Die Höllenfalle war perfekt!

Was hatte Mago mit den vielen Menschen vor? Von der Hinrichtung zweier Hexen hatte er gesprochen. Was würde er mit den Menschen tun, wenn die Hexen tot waren?

Die Hölle ist scharf auf Seelen, das war Dinsdale Lamb bekannt.

Wenn Mago ein Höllenbote war, würde er die Menschen nicht ungeschoren davonkommen lassen. Er würde die Gelegenheit wahrnehmen und sie alle…

So wie Derek Santelli.

»O Gott!« stieß Lamb aufgeregt hervor. Unwillkürlich faßte er sich an den Kopf.

Er hetzte in die Küche. »Culler! Mr. Culler!«
Das gesamte Personal stand in einer Ecke der Küche. Martin Culler war dabei. Die nackte Angst schimmerte aus den Augen dieser Leute. Sie wußten, was im Festsaal passiert war.
»Culler, kommen Sie her!« schrie Lamb. »Die anderen bleiben, wo sie sind!«
Der Wirt setzte sich hölzern in Bewegung. Dinsdale Lamb wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Jesus, Mr. Lamb…«, preßte Martin Culler verstört hervor. »Was ist bloß über uns hereingebrochen?«
Lamb packte ihn und zerrte ihn aus der Küche. »Wir müssen abhauen, Culler. Ich will hier drinnen nicht krepieren. Mago ist ein Satan. Er wird uns alle umbringen!«
»Man kommt nicht raus, Lamb. Die Hintertür ist…«
»Mit diesem Zauber verriegelt, das habe ich auch schon bemerkt. Wir müssen es woanders versuchen.«
»Es hat keinen Zweck. Niemand kommt hier raus.«
»Es muß einen Weg nach draußen geben, Culler. Verdammt, es muß! Denken Sie nach!«
Der Wirt schüttelte den Kopf.
»Ach!« stieß Dinsdale Lamb zornig hervor. Er rempelte Martin Culler gegen die Wand und lief den Gang entlang.
»Lamb…! Wohin …?«
»In den Keller!« keuchte Dinsdale Lamb. »Wenn ich nicht aus diesem verfluchten Haus rauskann, verstecke ich mich im Keller und warte, bis alles vorbei ist.«
»Ich komme mit!«
»Ist mir egal!«
Dinsdale Lamb erreichte die Kellertür. Zuerst wagte er nicht, die Klinke anzufassen. Er befürchtete, abermals einen schmerzhaften Schlag zu kriegen. Dann siegte aber die Angst und er griff nach der Klinke. Nichts passierte. Dem Himmel sei Dank! dachte Lamb und warf die Tür zur Seite.
Er stürmte die Stufen hinunter. Martin Culler folgte ihm. Sein Gesicht war gerötet. Nackte Angst verzerrte seine Züge. »Ich bin ruiniert!« stöhnte er verzweifelt. »Niemand wird mehr in mein Gasthaus kommen.«
»Ist das denn jetzt noch wichtig?« gab Lamb zurück. »Sollten Sie nicht froh sein, erst mal Ihr Leben behalten zu dürfen? Ich sage Ihnen, es war entsetzlich, was Mago mit Derek Santelli gemacht hat. Wenn wir überleben, sind wir die reinsten Glückskinder!«
Lamb kannte sich nicht aus im Keller. Er wartete auf den Wirt.
»Wo können wir uns verkriechen?« fragte er.
»Kommen Sie«, sagte Culler und übernahm die Führung.
Kisten und Flaschenregale an den Wänden. Der Gang machte einen

Knick nach rechts.
Plötzlich prallte Martin Culler mit einem heiseren Aufschrei zurück. Sie befanden sich nicht allein im Keller, wie sich in diesem Moment herausstellte. Zwei von Magos Schergen waren auch da!

***

Ich sah Mr. Silver neben mir zu Boden stürzen. Das Entsetzen packte mich mit kalten Klauen. Mein Freund und Kampfgefährte, der immer mehr als ich auf dem Kasten hatte, der mir schon x-mal das Leben gerettet hatte, hatte diese Auseinandersetzung verloren.
In meinem Kopf ging es drunter und drüber.
Wie schlimm stand es um den Ex-Dämon? Hatte ihn die Höllenpeitsche vernichtet oder nur vorübergehend ausgeschaltet?
Als Mr. Silver fiel, schrie Roxane bestürzt auf.
Ich hatte es jetzt mit zwei Gegnern zu tun. Und ich kämpfte so verbissen wie nie. Endlich gelang es mir, einen Treffer anzubringen.
Aus einer Distanz von zwei Metern drückte ich ab.
Zuvor war ich über Mr. Silvers Beine gestolpert und auf den Rücken gefallen. Liegend richtete ich die Weihwasserpistole auf einen der beiden Gegner.
Der Scherge ließ die Peitsche pfeifen. Aber ich war schneller. Der dünne Weihwasserstrahl fegte ihm in die widerliche Fratze. Das geweihte Wasser fraß das abstoßende Gesicht innerhalb eines Sekundenbruchteils auf.
Das Ungeheuer torkelte gegen seinen Komplizen und brach erledigt zusammen.
Ein Gegner noch!
Ich sprang auf. Roxane wollte mir zu Hilfe eilen.
»Bleib, wo du bist!« schrie ich.
Stampfende Schritte auf dem Gang. Nahte Hilfe? Kaum. Wer hätte mir im Kampf gegen den Schwarzblütler beistehen sollen? Die Schritte erreichten die Tür. Mir drohte vor Schreck schwarz vor den Augen zu werden. Ja, es war Verstärkung eingetroffen. Aber nicht für mich, sondern für meinen schwarzblütigen Gegner.
Zwei weitere Schergen sprangen in den Raum.
Hölle und Teufel, wie viele waren das denn noch?

***

Lewis McDonald hatte Shirley hinausgeworfen, als man das Gasthaus noch verlassen konnte. Die blonde Anhalterin wußte nicht, was für einen großen Gefallen McDonald ihr damit erwiesen hatte.
Wütend war sie fortgelaufen und ersparte sich damit furchtbaren Horror, der gleich danach über das Gasthaus hereinbrach.
McDonald hörte die panischen Schreie, die aus dem Festsaal hochkamen. Er bekam auch mit, was sich im ersten Stock abspielte,

und als er durch einen Spalt zwei Schreckensgestalten erblickte, die an seiner Tür vorbeistürmten, war ihm klar, daß er sich schleunigst aus dem Staub machen mußte.

Er zog sich in großer Eile an und hastete zum Fenster.

Hier oben hatte Mago keine Sicherungen angebracht.

Lewis McDonald öffnete die beiden Fensterflügel, warf seine Reisetasche hinaus, kletterte dann selbst über die Fensterbank und sprang.

Ein heftiges Ziehen in seinem rechten Knie ließ ihn aufstöhnen.

Er verzog schmerzhaft sein Gesicht, holte humpelnd seine Tasche und rannte zu seinem Wagen.

Er riß die Tür auf, ließ sich hinter das Lenkrad fallen und startete Augenblicke später den Motor.

Nie wieder wollte er hierher zurückkehren. Dieser Gasthof hatte sich in einen Vorhof der Hölle verwandelt.

McDonald gab Gas. Der Wagen schoß los. Lewis McDonald fuhr an einem weißen Peugeot 504 TI vorbei, dessen Kofferraumdeckel auf dem Asphalt lag. Aufgeregt erreichte er das Parkplatzende, tippte kurz auf die Bremse, kurbelte wild am Lenkrad, bog in die am Gasthaus vorbeiführende Straße ein und gab Vollgas.

Nach der ersten Kurve erfaßten die Scheinwerfer seines Wagens Shirley. Sie hob die Hand, wußte nicht, daß er es war, den sie anhalten wollte. Er beachtete sie nicht, raste an ihr vorbei.

Er wollte sie vergessen, und das Gasthaus, diesen Abend, diese schrecklichen Wesen – einfach alles!

***

Kein Wunder, daß mir beinahe das Herz vor Schreck stehenblieb.

Mit drei Gegnern konnte ich es unmöglich aufnehmen. Ich rief allen, die sich hinter mir befanden, zu, sie sollten versuchen, das Zimmer zu verlassen. Durch die Tür war es nicht möglich, aber durch das Fenster.

Ian Ekenberry und Bruce Perkins ließen sich das nicht zweimal sagen. Gleich hinter dem Schrank befand sich ein Fenster, und sie standen unmittelbar daneben.

Die Schatzsucher öffneten das Fenster. Ich wünschte ihnen im Geist viel Glück und warf mich den teuflischen Schergen entgegen, um sie an mich zu binden.

Ekenberry und Perkins gelang die Flucht.

Roxane und Oda verließen das Zimmer nicht. Und Claudia Clooney wagte sich unter dem Bett nicht hervor.

Mich fingen die grün glänzenden Ungeheuer ab. In ihren Augen mußte ich verrückt sein. Gab es eine andere Erklärung für mein Verhalten? Sie hätten mich leicht töten können, doch es genügte ihnen, mich zu überrumpeln. Ich verlor meine Weihwasserpistole,

versuchte meinen magischen Ring gegen die Bestien einzusetzen, doch sie rangen mich nieder.

Sie packten mich so fest, daß ich mich nicht mehr rühren konnte.

Eisenhart war ihr Griff.

Jetzt hatten sie ihn – Tony Ballard, den Dämonenhasser, den erklärten Feind der Hölle!

Einer wies mit seiner Peitsche auf Roxane und Oda. Er befahl ihnen, zu ihm zu kommen.

Ein voller Erfolg für die Höllenbastarde. Gott, wie mich das ärgerte, aber ich konnte nichts dagegen tun. Ich befand mich in ihrer Gewalt. Sie hatten sich die beiden abtrünnigen Hexen geholt. Es fehlte nur noch Magos großer Auftritt, das Höllenfinale, in dessen Verlauf Roxane und Oda ihr Leben verlieren würden. Und mich würde Mago selbstverständlich auch nicht ungeschoren lassen.

Mich zu töten, würde ihm ein besonderes Vergnügen bereiten.

***

Der Schwarzmagier wußte, was oben im ersten Stock passierte.

Gleich würden ihm seine Schergen die beiden Hexen vorführen, die er so lange gejagt hatte. Immer wieder war es ihnen gelungen, ihm zu entwischen. Doch diesmal hatte er sie richtig, und er würde dafür sorgen, daß sie ihm nicht noch einmal entkamen.

Im Festsaal herrschte entsetztes Schweigen.

Alle saßen auf ihren Stühlen. Nur die Frau nicht, die niedergetrampelt worden war. Sie hatte das Bewußtsein verloren und lag auf dem Boden.

Zitternd vor Angst beobachteten sie Mago. Sie fürchteten sich vor der Zukunft. Was würde noch alles über sie hereinbrechen? Die Ungewißheit war quälend.

Der Schwarzmagier hob die Hände. Er traf die Vorbereitungen für die Hinrichtung der Hexen, die hier, in diesem Festsaal, erfolgen sollte.

Auf der Bühne begann die Luft zu flimmern. Zwei neue Flammenkegel entstanden. In ihrem Kern bildeten sich zwei Scheiterhaufen. Der Jäger der abtrünnigen Hexen würde sie in Kürze mit dem schwarzmagischen Feuer entfachen. Die Flammen würden nur die Hexen, nicht das Haus fressen.

Die roten Kegel lösten sich auf.

Die Scheiterhaufen blieben. Aus ihrer Mitte ragte ein dicker Pfahl hoch. An ihn würden die Hexen gebunden werden. An ihm würden sie qualvoll zugrunde gehen.

***

Sie führten mich aus dem Zimmer. Roxane und Oda mußten hinter mir hergehen. Ich wurde von zwei Schergen gehalten. Der dritte bildete die Nachhut. Er paßte auf, daß die Hexen keine Dummheit

machten. Oda sah unglücklich aus. Nach so langer Zeit hatte sie Roxane endlich wiedergefunden, doch ihr Erscheinen hatte der schwarzhaarigen Hexe kein Glück gebracht.

Wenn Oda ihrer Freundin ferngeblieben wäre, wäre Roxane vielleicht unbehelligt geblieben.

Doch nun riß Oda die Freundin mit ins Unglück hinab. »Verzeih mir, Roxane«, sagte sie leise.

»Was soll ich dir denn verzeihen?«

»Daß ich hierher geflohen bin. Dadurch habe ich dich in diese schreckliche Lage gebracht. Das wollte ich nicht. Auf meiner Fährte kam Mago auf die Erde.«

»Früher oder später wäre er sowieso wiedergekommen«, sagte Roxane und legte ihren Arm um die Schultern der rothaarigen Hexe.

»Wir werden sterben, Roxane.«

»Sieht so aus, aber wir werden keinen Klagelaut über unsere Lippen lassen. Diese Freude machen wir Mago nicht.«

»Vielleicht ist es gut, daß es zu Ende ist.«

»So etwas darfst du nicht sagen, Oda!«

»Ständig auf der Flucht, immer diese Angst, das zermürbt…«

»Ich kenne das. Trotzdem lebe ich gern, denn ich hoffte bisher stets, daß es mal jemand schafft, Mago zu töten. Dann wäre Ruhe gewesen.«

»Die Hölle würde sofort einen neuen Jäger bestimmen.«

»Vielleicht würde der sich auf andere Hexen konzentrieren und dich und mich vergessen.«

»Was nützt jetzt noch das Reden? Wir befinden uns auf dem Weg zu Mago, und er wird uns nicht entkommen lassen.«

Wir erreichten die Treppe. Ich dachte an Mr. Silver, der im Zimmer liegengeblieben war. Vielleicht würde sich Mago später um ihn kümmern. Im Moment schien es nicht nötig zu sein, daß sich jemand seiner annahm.

Diesmal war der Ex-Dämon weit im Aus.

Die Höllenpeitsche war ihm zum Verhängnis geworden. Großer Gott, warum hatte er sich davor nicht mehr in Acht genommen?

***

Ian Ekenberry und Bruce Perkins eilten zu ihrem Talbot 1501.

»Mann, ich halt’ das fast nicht mehr aus!« stöhnte Perkins. »Was wir alles über uns ergehen lassen mußten…«

»Red nicht so viel! Fahr!« keuchte Ekenberry.

»Wohin?«

»Das fragst du noch? Zur Polizei! Wir können doch nicht einfach nach Hause fahren und so tun, als wäre nichts passiert.«

»Polizei!« sagte Perkins und zündete die Maschine. »Die richtet hier doch nichts aus.«

»Hast du eine bessere Idee?«
»Nein.«
»Na also, dann tust du, was ich sage!«
Perkins kitzelte die Touren hoch, schob den ersten Gang ins Getriebe und verließ den Parkplatz. Ekenberry drückte Tony Ballard und allen anderen die Daumen. Würde das etwas nützen? Das allein natürlich nicht. Aber wenn die Polizei sich hier einschaltete
… Vielleicht irritierte sie die Dämonen. Möglicherweise bekam Tony Ballard dadurch eine Chance, die er sonst nicht mehr gekriegt hätte.
Sie mußten es jedenfalls versuchen, um sich in Zukunft keine Sorgen machen zu müssen, und keine Vorwürfe. Wenn sie alles getan hatten, was in ihrer Macht stand, brauchten sie keine Gewissensbisse zu haben.

***

Ich stolperte, aber ich fiel nicht, denn ich war wie zwischen zwei Schraubstockbacken eingeklemmt. Sie schleppten mich die Treppe hinunter. Ich hätte meine Beine hochziehen können, dann hätten sie mich getragen. Verdammt gut hatten sie mich im Griff. Ich lauerte fortwährend auf eine Möglichkeit, das Blatt zu wenden, doch Magos Schergen kannten meine Gefährlichkeit. Sie wußten, daß ich gut war im Nützen kleinster Chancen. Deshalb paßten sie höllisch auf.
Wir erreichten das untere Ende der Treppe.
Weiter ging es zum Festsaal.
Als wir hier eintrafen, herrschte dort eine Bombenstimmung.
Jetzt war es im Saal still wie in einer Leichengruft. Obwohl ich über keine Geist-Sensoren verfügte, spürte ich, daß wir dem Schwarzmagier schon ganz nahe waren.
Ich freute mich bei Gott nicht auf das Wiedersehen.
Die Schergen rammten eine Tür auf. Sie betraten mit mir den Festsaal. Ich blickte in viele bleiche, angststarre Gesichter. Für diese Menschen mußte der Horror noch viel schlimmer sein als für uns.
Wir hatten schon mal mit Mago zu tun gehabt. Wir hatten laufend Kontakt mit Schwarzblütlern. In gewisser Weise waren wir an diesen Umgang gewöhnt.
Als Mago mich erblickte, stieß er ein meckerndes Lachen aus.
»Tony Ballard! Was für eine Freude!«
Ich sah zwei Scheiterhaufen auf der Bühne. Mago stand dazwischen. Mir war heiß. Dennoch rieselte es mir eiskalt über den Rücken, denn in wenigen Augenblicken würden Oda und Roxane auf diesen Scheiterhaufen stehen und im Feuer des Schwarzmagiers langsam zugrunde gehen…

***

Claudia Clooney lag unter dem Bett auf dem Bauch und wagte sich

immer noch nicht hervor. Stille herrschte im Raum. Die Monster hatten Tony Ballard, Oda und Roxane abgeführt. Ekenberry und Perkins hatten sich durch das Fenster aus dem Staub gemacht, vorhin war das Knurren ihres Automotors zu vernehmen gewesen, und mit jeder Radumdrehung entfernten sie sich mehr von dem Gasthaus, in das der Satan eingebrochen war.

Der Satan – oder sein Stellvertreter.

Das war kein gravierender Unterschied.

Sie war allein.

Mit Mr. Silver, der sich nicht regte. Hatte das Ungeheuer ihn mit seiner Peitsche getötet? Ließen die grünen Bestien den Hünen mit den Silberhaaren deshalb hier zurück?

Claudia hob den Kopf. Sie hielt den Atem an und lauschte.

Befand sich noch eines dieser widerlichen Scheusale in der Nähe?

Sie hörte nichts. Sollte sie es wagen? Langsam schob sie sich vorwärts, und damit unter dem Bett hervor. Immer wieder legte sie eine kurze Pause ein. Sie traute dem Frieden nicht.

Zunächst kam nur ihr Kopf zum Vorschein. Dann die Schultern, der Oberkörper.

Nichts passierte.

Das verlieh dem Mädchen neuen Mut.

Die Ereignisse schienen sich alle nach unten verlagert zu haben.

Hier oben war das Grauen vorläufig zu Ende. Das hieß aber nicht, daß sich das nicht sehr schnell wieder ändern konnte.

Claudia wagte sich bis zu Mr. Silver vor. Wie tot lag er da. Ein roter Striemen zeichnete sich auf seinem Hals ab. Claudia hob mit beiden Händen seinen Kopf hoch. Sie legte ihn auf ihre Knie. Ungewöhnlich sah dieser Mann aus, aber er gefiel ihr.

»Mr. Silver!« flüsterte sie. »Mr. Silver!«

Sie tätschelte seine Wangen. Immer wieder.

»Mr. Silver!«

Er schlug die Augen nicht auf. Claudia zog die Oberlippen zwischen ihre Zähne. Sie schaute sich ratlos um. Niemand konnte ihr helfen. Wie sollte sie den Hünen wachkriegen? War das überhaupt noch möglich? Oder befand sich kein Funken Leben mehr in diesem Mann?

»Mr. Silver… Silver … Du …! Mach die Augen auf! Ich bitte dich! Tu mir den Gefallen! Wir brauchen dich! Du mußt helfen!«

Sie beugte sich über ihn und drückte ihre weichen, vollen Lippen auf seinen Mund. Es hatte den Anschein, als wollte sie ihn wachküssen. Wie im Märchen. Aber dies hier war kein Märchen, und der Ex-Dämon kam auch nicht zu sich. Schlaff, wie tot lag er da. Hilfe durfte sich von ihm niemand erhoffen. Die hatte er selbst mehr als nötig.

***

Ian Ekenberry und Bruce Perkins stürmten die Polizeistation. Der Desk-Sergeant hob erstaunt den Kopf. »Sir!« keuchte Ekenberry.

»Officer! Etwas Schreckliches ist passiert!«

Der Sergeant, sein Name war Gordon Grant, nickte. »Ich höre.«

Ekenberry und Perkins redeten gleichzeitig, und so viel, und so wild durcheinander, daß Grant kein Wort verstand. Er hob abwehrend die Hände. »Also so bringt das gar nichts. Es kann nur einer von Ihnen reden, und zwar langsam und deutlich. Ich bin bloß ein einfacher Polizeibeamter. Sie dürfen mich nicht überfordern.«

»Also…«, sagten Ekenberry und Perkins zugleich.

Sie schauten einander an. Dann übernahm Ian Ekenberry das Wort. »Also es begann alles mit Death Stone«, sagte er, damit sich der Desk-Sergeant auskannte. »Wir suchten in der Ruine einen Schatz.«

»Wonach?« fragte Gordon Grant, der glaubte, sich verhört zu haben.

»Nach einem Schatz.«

Vorsicht, dachte Grant. Ich glaube, da hast du's mit zwei Typen zu tun, die aus einer geschlossenen Nervenheilanstalt entsprungen sind.

»So, so«, sagte er. »Nach einem Schatz habt ihr also gesucht. Und was weiter?«

»Da tauchten plötzlich diese Dämonen auf. Vor einer Woche waren schon mal welche da…«

Gordon Grant atmete tief durch. »Ihnen ist wohl aufgefallen, daß Sie sich in einer Polizeistation befinden!« sagte er fest.

»Natürlich, Sergeant.«

»Hier macht man keine Scherze, Mister…«

»Ekenberry. Ian Ekenberry. Und das ist mein Freund Bruce Perkins, Officer. Ich scherze bestimmt nicht. Glauben Sie nicht, daß es Dämonen gibt? Es gibt sie. Wir haben sie mit eigenen Augen gesehen. Es gibt auch einen Dämonenjäger. Tony Ballard ist sein Name. Ohne ihn würden wir wohl nicht mehr leben. Er hat uns gerettet, als wir es zum erstenmal mit diesen Ausgeburten der Hölle zu tun kriegten. Wir gruben nach dem Schatz, der sich auf Death Stone befinden sollte, fanden ihn aber nicht. Statt dessen fanden wir den Schädel eines schwarzen Druiden… Mein Gott, es ist so viel passiert, daß ich das alles nicht so schnell auf einen einfachen Nenner bringen kann. Aber es stimmt alles. Ich lüge nicht, Sergeant.«

»Beruhigen Sie sich erst mal«, sagte Gordon Grant. »Und dann versuchen Sie sich auf das Wesentliche zu beschränken.«

»Das versuche ich ja die ganze Zeit.« Ekenberry seufzte. »Auf Death Stone tauchte eine weiße Hexe auf. Sie war auf der Flucht. Wir nahmen sie in unsere Obhut. Zwei häßliche Monster wollten sie umbringen. Es gelang uns, mit Oda, so heißt die Hexe, zu fliehen, und wir versteckten uns in einem Gasthaus. Aber diese grauenerregenden Wesen haben unsere Spur nicht verloren, und jetzt…« Ekenberry

suchte nach Worten. »Sergeant, jedes Wort ist wahr. Ich soll auf der Stelle blind werden, wenn ich auch nur ein einzigesmal die Unwahrheit gesagt habe. Diese Monster sind in das Gasthaus eingebrochen. Eine Menge Menschen befinden sich darin. Die befinden sich alle in Lebensgefahr. Perkins und ich konnten fliehen. Wir kletterten aus dem Fenster im ersten Stock. Aber die anderen… Wenn die Polizei nicht eingreift, kommt es zur Katastrophe. Sie müssen mir glauben, Sergeant. Bitte!«

Die Eindringlichkeit, mit der Ian Ekenberry redete, machte Gordon Grant unsicher. Er massierte nachdenklich sein Kinn.

Eigentlich sahen die beiden Männer nicht aus, als wären sie verrückt, eher, als hätten sie ein furchtbares Erlebnis hinter sich.

Er erhob sich. »Augenblick«, sagte er und begab sich in einen anderen Raum. Er erstattete dem Revierleiter, Chefinspektor Henry Ryan, Bericht, und dieser Mann glaubte die Geschichte von A bis Z.

Und er handelte sofort, denn es war keine Zeit zu verlieren.

***

Claudia Clooney rannen vor Hilflosigkeit die Tränen über die Wangen. Wie sollte sie Mr. Silvers Bewußtsein zurückholen? War das überhaupt noch möglich? Sie legte ihr Ohr auf seine breite Brust und erschrak. Sie vermeinte keinen Herzschlag zu hören. Himmel, lebte der Hüne mit den Silberhaaren etwa nicht mehr?

»Silver!« stöhnte Claudia. »Ich flehe dich an!« Sie schüttelte ihn, und plötzlich ließ er einen tiefen Seufzer hören. Claudias Herz machte einen Luftsprung.

Der Ex-Dämon öffnete die Augen. Er blickte in das hübsche Gesicht des schwarzhaarigen Mädchens. Sie lächelte ihn mit tränenverhangenem Blick an. »Ich befürchtete schon, du wärst… Sie wä- ren …«

»Tot?«

»Ja«, hauchte das Mädchen.

»Bleiben wir beim Du.«

»Okay.«

Mr. Silver faßte sich an den Hals. Jetzt erst kehrte die Erinnerung zurück. Er setzte sich erschrocken auf und blickte sich um. »Wo sind die anderen?« Deutlich erlebte er vor seinem geistigen Auge noch einmal seinen Kampf gegen den Höllenschergen mit, der ihn mit seiner Peitsche schwer getroffen hatte.

»Alle weg«, flüsterte Claudia. »Diese Bestien haben sie mitgenommen. Ekenberry und Perkins konnten durch das Fenster entkommen. Ich wagte mich nicht hinter dem Bett hervor. Dich ließen sie liegen. Vielleicht hielten sie dich für tot…«

»Roxane! Oda! Tony Ballard!«

»Die haben sie fortgeschafft.«

Mr. Silver stand auf. Er nahm Tony Ballards Weihwasserpistole an sich. Unsagbar schwach fühlte er sich. Er spürte sofort, daß er nicht mehr der alte war. Eine schlimme Veränderung war eingetreten. Er hatte seine übernatürlichen Fähigkeiten durch die Höllenpeitsche verloren. Das außergewöhnliche Repertoire, das ihn bisher so gefährlich gemacht hatte, stand ihm nicht mehr zur Verfügung.

Er hatte nichts mehr zu bieten, war auf die Kampfstufe eines gewöhnlichen Menschen abgerutscht. Das erschütterte ihn.

Dabei mußte er noch heilfroh sein, daß es nicht schlimmer gekommen war. Die Höllenpeitsche hatte ihm nur seine übernatürlichen Fähigkeiten genommen, nicht aber sein Leben. Seine Kraft hatte ausgereicht, um dies zu verhindern. Aber er machte sich nichts vor. Er wußte, daß er, wenn ihn noch mal eine Peitsche traf, sein Leben verlieren würde.

Denn jetzt stand er mit den Menschen auf derselben Stufe.

Würde er seine übernatürliche Kampfkraft jemals zurückgewinnen? Hatte er sie für immer verloren? Er hoffte nicht.

Aufgeregt versuchte er sich mit den neuen Gegebenheiten abzufinden. Er mußte sich darauf einstellen.

Roxane, Oda und Tony Ballard brauchten Hilfe. Er war wieder einsatzfähig. Wenn er auch nicht mehr den großen Zampano spielen konnte, so wollte er doch beweisen, daß er noch nicht wertlos geworden war.

»Wohin haben die Dämonenschergen meine Freunde gebracht?«

fragte er.

»Hinunter«, sagte Claudia Clooney. Sie zuckte mit den Schultern.

Mehr wußte sie nicht.

»Paß auf, wir beide klettern jetzt auch aus dem Fenster, und dann bleibst du dem Gasthaus so weit wie möglich fern, verstanden?«

Claudia nickte aufgeregt.

»Komm.«

Mr. Silver half dem Mädchen. Es war nicht schwierig, an der Fassade hinunterzuklettern. Claudia versteckte sich im Bus. Mr. Silver eilte zu Tony Ballards Peugeot, dessen Kofferraumdeckel auf dem Asphalt lag. Der Ex-Dämon griff nach der magischen Streitaxt, die sich im Fahrzeug befand.

Seine großen Hände umschlossen den schwarzen Ebenholzschaft.

Die Schneide der Axt blinkte. Mr. Silver hatte diese Waffe im Kampf gegen die gelben Drachen erbeutet, und sie hatte ihm und Tony Ballard schon wertvolle Dienste geleistet.[1]

Damit wollte er den Höllenschergen zuleibe rücken, und, wenn möglich, wollte er damit auch Mago zur Strecke bringen.

Er rannte zum Gasthaus zurück.

Claudias Kopf tauchte am Busfenster auf. »Silver!«
»Ja?«
»Sei vorsichtig.«
»Mach dir keine Sorgen!« Der Ex-Dämon hastete weiter. Er erreichte die Eingangstür, die magisch verriegelt war. Ein brennender Schlag traf ihn, als er sie aufreißen wollte.
Er preßte die Kiefer zusammen und zertrümmerte den unsichtbaren Riegel mit der magischen Streitaxt. Wie gesprengt flog die Tür zur Seite.
Mit mir ist noch lange zu rechnen! dachte Mr. Silver grimmig und stürmte weiter.

***

Dinsdale Lamb ballte die Hände zu Fäusten. Seine Kehle war wie zugeschnürt. Dicke Schweißperlen glänzten auf seiner Stirn. Das ganze Gasthaus schien von Ungeheuern verseucht zu sein.
Teufel, wo kamen die alle her? Im Festsaal hatte Mago die Menschen geschockt. Hier unten befanden sich diese grün glänzenden Schleimmonster…
Martin Culler wich zurück. »O Lord…«, stöhnte er.
Lamb war kein Held. Dennoch dachte er an Angriff. Wenn es ihnen gelang, mit diesen beiden gehörnten Ungeheuern fertigzuwerden, würde niemand wissen, daß sie sich hier unten verbargen.
»Wir greifen sie an!« raunte er dem Wirt zu.
»Sind Sie wahnsinnig? Die bringen uns um!«
»Wir müssen es versuchen, Culler.«
»Ohne mich.«
»Reißen Sie sich zusammen. Wir haben keine andere Chance. Vorwärts!«
Martin Culler rührte sich nicht von der Stelle. Deshalb versetzte ihm Dinsdale Lamb einen kraftvollen Stoß, der ihn den Höllenschergen entgegenwarf. Culler stieß einen entsetzten Schrei aus.
Mit ausgebreiteten Armen flog er gegen die Monster. Sie hätten ihn unschwer mit ihren Peitschen töten können, doch sie verzichteten darauf. Einer der beiden schnappte ihn sich. Der andere sprang zwei Sätze vor.
Lamb blieb das Herz stehen. Entsetzt schüttelte er den Kopf. Zum Zeichen, daß er sich ergab, hob er die Hände. »Ich tu' nichts mehr! Ehrlich!«
Magos Scherge packte in und riß ihn herum. Er stieß Dinsdale Lamb zur Kellertreppe zurück. Martin Culler schlotterte. »Was… was habt ihr mit uns vor?« fragte der Wirt bibbernd.
»Erst mal werdet ihr an der Hinrichtung zweier Hexen teilnehmen«, knurrte die Bestie hinter ihm.

»Und… dann?«

»Dann…«, der Höllenscherge lachte boshaft, »werdet ihr sterben. Mit den anderen. Das wird ein Gasthaus der Toten!«

Als Culler das hörte, knickten seine Beine ein. Das Höllenwesen packte kräftig zu, ließ den Wirt nicht zu Boden sinken, sondern schleppte ihn die Kellertreppe hinauf. Weiß wie ein Laken war das Gesicht von Lamb und Culler. Nie im Leben hätten es sich die beiden träumen lassen, daß sie mal so ein schreckliches Ende finden würden.

Sie wurden in den Festsaal gebracht.

Auf der Bühne würde gleich eine Show des Grauens beginnen.

Die Vorbereitungen waren bereits getroffen.

***

Ich zählte fünf Schergen. Waren das alle?

Fünf gefährliche Gegner – plus Mago. Die Aussichten, hier noch mal heil davonzukommen, standen äußerst schlecht für uns. Mago hatte uns diesmal gut in den Griff bekommen. Seinen Gehilfen war es gelungen, Mr. Silver auszuschalten, und allein kämpfte ich gegen diese schwarze Übermacht auf verlorenem Posten. Ich erinnerte mich, daß ich Roxane und Mr. Silver nicht mitnehmen wollte. Hatte ich im Ernst geglaubt, es mit Mago und seinen Schergen allein aufnehmen zu können? Nun, inzwischen hatte sich herausgestellt, daß ich zu einer solchen Glanzleistung nicht fähig war.

Die Bedingungen waren gegen mich gewesen, waren es immer noch.

Fünf Schergen.

Und Mago…

Er wies auf die Scheiterhaufen, brauchte kein Wort zu sagen.

Zwei Ungeheuer packten Oda. Das rothaarige Mädchen schrie und wehrte sich verzweifelt. Mir tat es weh, aber ich konnte ihr nicht beistehen. Die Gehörnten banden sie an den Pfahl.

Als nächste kam Roxane dran.

Das war für mich noch schlimmer, denn mit ihr verband mich mehr als mit Oda, die ich heute erst kennengelernt hatte. Ich wollte mich losreißen, doch die schleimigen Wesen hielten mich eisern fest.

»Mago!« brüllte ich. »Kämpf mit mir um das Leben dieser Mädchen!«

Der Graugesichtige wandte sich mir zu und grinste mich höhnisch an. »Wozu soll ich kämpfen? Das Leben der abtrünnigen Hexen gehört mir, und deines auch, Tony Ballard!«

»Du feige Kreatur!«

Der Schwarzmagier schüttelte den Kopf. »Gib dir keine Mühe, Tony Ballard. Du erreichst nicht, was du vorhast. Du wirst gezwungen sein, den Tod dieser Hexen mitzuerleben, und anschließend werde ich dir das Leben nehmen, denn Asmodis wartet schon seit langem auf die Seele seines größten Feindes.«

»Du hast Angst vor mir!« schrie ich.
»Ich brauche dich nicht zu fürchten!«
»Beweise es.«
»Es wäre mir zu primitiv, mich mit dir herumzuschlagen. Glaub mir, du hättest nicht die geringste Chance gegen mich.«
Auch Roxane wurde an den Pfahl gebunden. Sie schaute mich ernst an. Ihr Blick war ein Abschied für immer.
Der Schwarzmagier vollführte mit den Händen eine fließende Bewegung. Er machte in der Luft ein Zeichen, das einer Flammenzunge glich, und sofort fing der Scheiterhaufen, auf dem Oda stand, zu brennen an. Das gleiche Zeichen noch mal. Dann brannte auch Roxanes Scheiterhaufen. Ich hörte es prasseln, knistern und knacken.
Die abtrünnigen Hexen würden vor meinen Augen sterben.
Mago wußte genau, was er mir damit antat. Er grinste gemein, und ich spürte die Hitze der lodernden Scheiterhaufen, auf denen die beiden Mädchen ihr Leben verlieren sollten.

***

Chefinspektor Henry Ryan leitete die Polizeiaktion. Für ihn stand die Existenz von Geistern und Dämonen außer Zweifel. Er hatte zwar keine Ahnung, wie man sie bekämpfte, war aber trotzdem entschlossen, zu versuchen, jenen Menschen, die den Ungeheuern ausgeliefert waren, beizustehen.
Er hoffte, mit einem großen Polizeiaufgebot auf die Dämonen so viel Eindruck zu machen, daß sie das Weite suchten. Vielleicht schaffte er es mit einer beeindruckend großen Mannschaft, die Monster zu verjagen.
Ryan trommelte jeden verfügbaren Mann zusammen. Er stellte innerhalb von fünfzehn Minuten einen Trupp von fünfzig Mann auf die Beine und rückte damit unverzüglich ab.
Ian Ekenberry und Bruce Perkins fuhren immer noch nicht nach Hause. Sie wollten sehen, wie die Sache ausging. Deshalb fuhren sie hinter den Polizeifahrzeugen zum Gasthaus zurück.
Ryan war ein Stratege. Er faßte sofort einen Plan. Seine Männer mußten einen Ring um das Gasthaus ziehen. Es gab vier Scharfschützen unter ihnen. Die verteilte er an den vier Ecken. Mit ihnen war er auch per Funk verbunden. Was er anordnete, wurde von ihnen an die Kollegen weitergegeben.
Claudia Clooney kletterte aus dem Bus, als sie die Uniformierten sah. Ekenberry und Perkins winkten sie zu sich. Zu dritt begaben sie sich zu Chefinspektor Ryan, und das Mädchen berichtete ihm über den derzeitigen Stand, soweit sie ihn überblicken konnte.
Henry Ryan bedankte sich mit einem nachdenklichen Kopfnicken.

»Halten Sie sich im Hintergrund, Miß Clooney, wenn wir losschlagen«, sagte er.

Claudia, Ian Ekenberry und Bruce Perkins rückten ab. Sie setzten sich in den blaumetallicfarbenen Talbot 1510, denn das erschien ihnen für die nächste Zeit der sicherste Platz zu sein.

Und Chefinspektor Ryan griff zum Megaphon, um sich bei den Dämonen bemerkbar zu machen…

***

Ich war am Verzweifeln. Auf dem Scheiterhaufen leckten die glutroten magischen Flammen, die die beiden Mädchen fressen sollten, und Magos Schergen zwangen mich, dabei zuzusehen. Keiner im Saal wagte sich zu rühren. Wir alle waren Todeskandidaten, denn Mago würde keinen von uns am Leben lassen. Seine Schergen würden mit ihren Höllenpeitschen reiche Ernte halten. Wir würden nicht nur einen qualvollen Tod erleiden, wir würden danach obendrein noch als mordende Skelette durch die Gegend laufen. Bei diesen Aussichten packte mich das nackte Grauen. Konnte ich wirklich nichts mehr tun?

Waren Oda, Roxane, ich und alle Menschen, die sich an diesem Abend im Gasthaus befanden, rettungslos verloren?

Mago lachte begeistert. »Brennt, Hexen! Brennt!« schrie er.

Die Hitze nahm den Mädchen allmählich den Atem. Oda wand sich. Ich sah, wie der Schmerz Roxanes hübsches Gesicht verzerrte, und litt mit ihr.

»Brennt!« schrie Mago vergnügt.

Die Flammen leckten sich an die Füße der abtrünnigen Hexen heran. Normalerweise verfugten Roxane und Oda auch über übernatürliche Fähigkeiten. Oda war aber noch viel zu geschwächt, um sich ihrer bedienen zu können, und Roxane vermochte sie nicht zu aktivieren, weil es sich um kein gewöhnliches Feuer handelte, in dem sie sterben sollte.

Es war das Feuer des Schwarzmagiers. Dagegen kam sie nicht an.

»Tod allen abtrünnigen Hexen!« rief Mago. »T-o-d-!«

Seine Stimme dröhnte im ganzen Saal.

Und plötzlich war da noch eine Stimme. Sie kam von draußen!

»Hier ist die Polizei! Hier ist die Polizei! Das Gebäude ist umstellt! Wir wissen, was vorgeht! Wenn binnen fünf Minuten nicht alle Personen, die sich in dem Gasthaus aufhalten, herauskommen, stürmen wir das Gebäude!«

Die Stimme, von einem Megaphon verstärkt, irritierte Mago nicht nur, sie machte ihn rasend.

Ich konnte mir vorstellen, wer die Polizei alarmiert hatte: Ian Ekenberry und Bruce Perkins.

Nicht nur Mago war irritiert. Auch die beiden Schergen waren es, die

mich festhielten.

War das meine Chance? Ich überlegte nicht lange. Mir war klar, daß ich sie umgehend nützen mußte.

Mago brüllte und tobte. »Polizei!« geiferte er. »Was bilden die sich ein? Was denken die, mit wem sie es zu tun haben? Mit einem gewöhnlichen Verbrecher? Denen werde ich es zeigen! Ich bin Mago, der Schwarzmagier!«

Ich kümmerte mich nicht um ihn, sondern wuchtete mich blitzartig nach vorn. Damit rechneten die ghoulartigen Wesen, die mich festhielten, nicht.

Ich rutschte aus ihrem Griff, ließ mich fallen, ehe sie mich wieder packen konnten, und rollte von ihnen weg.

Im selben Moment hieb Mr. Silver die Flügeltüren des Festsaales auf. »Hinaus!« schrie er, so laut er konnte. »Alles raus!«

Und dann brach die Hölle los.

***

Ian Ekenberry und Bruce Perkins drückten Tony Ballard und allen, die sich im Gasthaus befanden, die Daumen. Perkins wischte sich mit einer fahrigen Handbewegung über die Augen. »Mann, bin ich aufgeregt.«

»Nicht mehr als ich«, sagte Ekenberry. Er streckte die Hände vor.

»Sieh her, wie ich zittere. Ich könnte glatt in einer Konditorei als Zuckerstreuer arbeiten.«

»Denkt der Chefinspektor wirklich, mit den Dämonen fertigwerden zu können?« fragte Claudia Clooney. »Ich hatte unmittelbar mit einem solchen Biest zu tun. Kein Mensch ist diesen Ungeheuern gewachsen.«

»Wenn die fünf Minuten um sind, wird die Polizei das Gasthaus stürmen«, sagte Ekenberry. »Davon bin ich überzeugt.«

»Mit gewöhnlichen Kugeln kann man diesen schleimigen Monstern doch nichts anhaben«, sagte Claudia.

»Es wird ein heilloses Durcheinander geben, und in dem Tohuwabohu wird es vielleicht einem Großteil der Geiseln gelingen, aus dem Gasthaus zu fliehen«, meinte Perkins.

»Vorausgesetzt, die Monster lassen die Polizei überhaupt hinein«, sagte Claudia ernst.

»Abwarten«, sagte Ekenberry. »In fünf Minuten wissen wir mehr.«

***

Chefinspektor Ryan blickte auf seine Uhr. Er war ein großer, hagerer Mann mit dunklen Augen. Ein drahtiger Polizeibeamter, geradlinig, unbestechlich und furchtlos.

Er sah die Situation realistisch. Viel mehr, als Verwirrung stiften, würde er wohl kaum können, aber möglicherweise reichte das schon aus, um den Menschen, die sich im Gasthaus befanden, zu helfen.

Er hob das Handfunkgerät an seinen Mund. »Preston!«
»Ja, Sir?« kam es umgehend zurück.
»Wie sieht's bei Ihnen aus?«
»Keine besonderen Vorkommnisse«, meldete der Scharfschütze.
»Halten Sie die Augen offen.«
»Natürlich, Sir.«
»Vaughn!« setzte sich Henry Ryan mit dem nächsten Scharfschützen in Verbindung. »Können Sie was sehen? Läßt sich jemand blicken?«
»Nein, Sir«, antwortete Donelly Vaughn. Es gab niemanden, der besser schoß als er. Er war Ryans Aushängeschild. Bei Polizeimeisterschaften holte sich Donelly Vaughn stets die meisten Punkte und somit den ersten Preis.
»Passen Sie gut auf, Vaughn.«
»Ist klar, Sir.«
»Lee!« rief der Chef Inspektor ins Funkgerät.
Robert Lees schnarrende Stimme drang aus dem Lautsprecher:
»Sobald sich ein Bursche mit grün schillernder Haut zeigt, schieße ich ihm mein Monogramm in die Figur, Sir.«
»Geben Sie acht, daß Sie keine Geisel treffen.«
»Wofür halten Sie mich, Sir?«
Der vierte Scharfschütze hieß Charlton Yanne. Ein ruhiger, bedächtiger Mann, der noch nie etwas Unüberlegtes getan hatte. Er wog stets Für und Wider gewissenhaft ab, bevor er handelte. Als Ryan ihn über Funk kontaktierte, fragte er: »Wie sehen Sie unsere Chancen, Sir?«
»Kann ich nicht sagen, Yanne. Ich weiß nur eines: daß die Menschen, die sich in diesem Gebäude befinden, unsere Hilfe brauchen, und wir werden für sie tun, was in unserer Macht steht, denn das ist unsere Pflicht!«

***

Der Teufel war los!
Alle Menschen im Saal sprangen auf. Mr. Silver hatte mit der magischen Axt die Tür für sie aufgebrochen. Die Freiheit winkte. Die Rettung. Diesmal versuchten sie, diszipliniert zu bleiben. Niemand wurde niedergestoßen. Der Mann, der den Herzanfall erlitten hatte, und die ohnmächtige Frau wurden mitgenommen. Der Saal leerte sich zu meiner großen Freude.
Mago versuchte es zu verhindern.
Der Schwarzmagier wollte die Tür wieder schließen, aber was die magische Streitaxt aufgeschlagen hatte, war selbst vom Jäger der abtrünnigen Hexen nicht so schnell wieder instandzusetzen.
Ich lag auf der Bühne.
Mr. Silver stürmte heran.

Zwei Schergen hetzten ihm entgegen. Ich war froh, den Ex-Dämon wieder auf den Beinen zu sehen.

Das gab mir mächtig Auftrieb. »Faßt ihn!« brüllte Mago und wies auf Mr. Silver. »Tötet ihn!«

Die Schergen griffen nach den Todespeitschen. Mr. Silver war klar, daß er verloren war, wenn ihn eine der Peitschen noch einmal erwischte. Er stoppte und riß meine superflache Weihwasserpistole aus dem Gürtel. Übernatürlicher Fähigkeiten konnte er sich keiner mehr bedienen. Also mußte er auf Waffen zurückgreifen.

Die Höllenpeitschen waren nicht ganz drei Meter lang. Mit der Weihwasserpistole konnte man problemlos eine Distanz von fünf Metern überbrücken. Das heißt, schießen konnte man noch viel weiter, nur die Treffsicherheit war dann nicht mehr hundertprozentig gewährleistet.

Ehe sich die Entfernung so weit verringerte, daß ihm die Peitschen der Gehörnten gefährlich werden konnten, drückte Mr. Silver ab.

Das Monster heulte auf, ließ die Peitsche fallen und taumelte zurück. Erledigt brach es zusammen.

Mr. Silver schoß sofort noch einmal. Abermals traf er. Der zweite Gegner fand durch das Weihwasser, das sich blitzartig in seinen Körper fraß, den Tod.

Mago schäumte vor Wut.

Auf dem Rücken liegend zog ich meinen Colt Diamondback aus der Schulterhalfter. Es ging alles viel schneller, als man es hinterher erzählen kann.

Alles passierte fast gleichzeitig. Kaum hatte ich mich losgerissen und von den Dämonenschergen weggerollt, da griffen sie zu ihren Peitschen, um mich zu erledigen.

Aber ich war verdammt schnell mit dem Schießeisen, mußte es sein, um mein Leben zu retten.

Hastig zog ich den Stecher durch. Der erste Höllenscherge brach röchelnd zusammen. Ich rollte noch einmal herum, zielte auf die Nummer zwei.

Schuß. Treffer. Das geweihte Silber hieb in den schleimigen Körper des Ungeheuers und zerstörte ihn.

Ich sprang auf die Beine. Von fünf Gehilfen existierte nur noch einer. Wenn mir das vor wenigen Minuten jemand prophezeit hätte, hätte ich es ihm nicht geglaubt.

Unsere Siegeschancen wuchsen. Aber noch hatten wir es nicht geschafft. Der letzte Scherge schnellte auf mich zu.

Seine Peitsche zischte durch die Luft. Ich federte in die Hocke.

Das Leder wischte über meinen Kopf hinweg.

Mein Diamondback donnerte zum drittenmal, spie Feuer und schleuderte dem Monster geweihtes Silber entgegen.

Das Geschoß wühlte sich in den grün glänzenden Leib des Schwarzblütlers. Der Treffer warf ihn von der Bühne, direkt vor Mr. Silvers Füße.
Der Ex-Dämon sprang über das langsam vergehende Wesen. Sein Ziel war der Schwarzmagier.
»Mago!« brüllte er haßerfüllt. »Jetzt ist deine letzte Stunde gekommen!«

***

Die verstörten und verängstigten Menschen wurden vor dem Gasthaus von der Polizei in Empfang genommen. Dinsdale Lamb, Martin Culler, Peggy Desmond und Larry Davis scharten sich zusammen.
Claudia warf Lamb einen um Vergebung flehenden Blick zu. »Es tut mir leid, was ich getan habe, Dinsdale. Ich konnte nichts dafür.«
»Du hättest mich beinahe umgebracht«, sagte Lamb grimmig und griff sich an den Hals.
»Ich… ich war besessen. Ich war nicht ich selbst, Dinsdale. Eine dieser Bestien versenkte ihren schwarzen Geist in mein Gehirn. Ich konnte nur noch Böses tun, war ein willenloses Dämonenwerkzeug.«
Lamb betrachtete seine Schuhspitzen. »Nun, wenn das so ist, wollen wir die leidige Geschichte vergessen.«
»Darum wollte ich dich bitten.«
Er reichte ihr die Hand. »Na schön, vertragen wir uns wieder.«
»Es wird nicht wieder vorkommen«, lächelte Claudia.
Lamb grinste schief. »Das will ich stark hoffen.«
Ein Ambulance-Fahrzeug traf ein. Um jene, die es nötig hatten, kümmerte sich der Arzt.
Und im Gasthaus tobte der erbitterte Kampf inzwischen weiter…

***

Mago hatte keine Gehilfen mehr. Er war allein. Aber immer noch brandgefährlich. Ich hatte keine Zeit, mich um ihn zu kümmern.
»Tony!« stöhnte Roxane. »Schnell! Oda…«
Ich sah, daß Oda schlimmer dran war als Roxane, deshalb eilte ich zuerst zu ihr. Mit meinem Taschenmesser befreite ich sie von den Fesseln. Das Feuer des Schwarzmagiers tanzte auf dem Stoff ihres Kleides. Ich warf das Mädchen auf den Boden und bekämpfte die Flammen mit meinem magischen Ring. Sie züngelten und zischten. Sie schnappten nach meiner Hand, doch wenn sie mit dem schwarzen Stein meines Ringes in Berührung kamen, erloschen sie.
Schwarze, stinkende Rauchkringel stiegen hoch. Sobald die letzte Flamme vernichtet war, ließ ich von Oda ab.
Die weiße Hexe war ziemlich erledigt. Kein Wunder. Was sie in letzter Zeit alles durchgemacht hatte, wäre für jeden andern zuviel

gewesen.
»Kümmere dich um Roxane!« keuchte Oda.
Das hätte sie mir nicht zu sagen brauchen, denn nichts lag mir mehr am Herzen, als Mr. Silvers – und unser aller – Freundin zu retten.
Der Schweiß rann mir in breiten, salzigen Bächen über das Gesicht. Die Hitze des schwarzmagischen Feuers machte mir zu schaffen.
Magos Flammen handelten wie denkende Wesen. Sie bogen sich von Roxane weg und mir zu.
Ich sah rot glühende Mäuler, gespickt mit brennenden Zähnen.
Wenn sie mich erwischt hätten, wäre ich verloren gewesen. Das Feuer hätte sich in meinen Körper gebrannt und mich vernichtet.
Ich mußte höllisch aufpassen. Immer wieder raste mir ein Flammenmaul entgegen.
Das Feuer ließ mich nicht an Roxane heran. Es hatte miterlebt, wie ich Oda rettete. Einen zweiten Triumph sollte ich nicht erringen können.
Roxane versuchte auf dem Scheiterhaufen freizukommen. Sie strengte sich an, die Fesseln abzustreifen. Es gelang ihr nicht.
Und ich konnte nicht an sie heran. Das machte mich rasend. Ich verlor die Geduld. Herrgott nochmal, wie sollte ich das lebende, denkende Feuer überlisten? Womit sollte ich es bekämpfen?
Mit Feuer!
Das schien mir die rettende Idee zu sein! Ich besaß einen magischen Flammenwerfer, der wie ein harmloses Silberfeuerzeug aussah.
Man konnte damit Zigaretten anzünden und… Dämonen vernichten. Feuer gegen Feuer. Weißmagisches gegen Schwarzmagisches.
Welches besaß mehr Kraft? Ich steckte den Colt Diamondback weg. Meine Hand stieß in die Hosentasche.
Ich riß das Feuerzeug heraus. Hinter mir erhob sich Oda schwerfällig. Gespannt beobachtete sie, was ich tat.
Sie hätte mich im Kampf gegen das Höllenfeuer gern unterstützt, aber sie brachte die dafür nötige Kraft nicht auf.
Das Feuerzeug lag gut in meiner Hand.
An der Seite waren kabbalistische Zeichen und Symbole der weißen Magie eingraviert, die von Bannsprüchen mit großer Wirkung umschlossen waren.
Lance Selby, mein Freund und Nachbar, hatte diese ungewöhnliche Waffe zusammen mit einem rumänischen Kollegen entwickelt.
Ich drückte auf jenen Knopf, der aus dem harmlos aussehenden Feuerzeug einen für alles Dämonische gefährlichen Flammenwerfer machte.
Die armlange Flamme schoß in das züngelnde, zischende Feuer des Scheiterhaufens. Die Wirkung war verblüffend.
Mein Flammenstrahl biß und schnappte ebenso um sich, wie es das

schwarzmagische Feuer machte.

Jedoch mit mehr Erfolg. Der Strahl teilte sich, faserte auseinander, schoß über den Scheiterhaufen und verschlang die schwarzmagischen Flammen.

Die letzte Höllenzunge starb, und gleich danach erlosch mein Feuer. Ich atmete erleichtert auf, denn nun konnte ich mich Roxane gefahrlos nähern, und es bestand auch keine Eile mehr, sie loszuschneiden.

Ich konnte mir so viel Zeit lassen, wie ich brauchte. Der Scheiterhaufen würde nicht noch mal hochlodern.

Als die Fesseln gefallen waren, hob ich Roxane vom Holzstoß herunter, und sie küßte mich aus Dankbarkeit.

Wir hatten es geschafft. Blieb nur noch Mago – das letzte Kapitel in dieser gefährlichen, kräfteraubenden Geschichte.

***

»Mago!« brüllte Mr. Silver. »Jetzt bist du dran!«

Mit hochgeschwungener Streitaxt stürmte der Ex-Dämon heran.

Der Schwarzmagier wußte nicht, daß Mr. Silver nicht mehr über seine übernatürlichen Fähigkeiten verfügte.

Er hatte alle seine Schergen, die er auf die Erde mitgenommen hatte, verloren. Das brachte ihn aus dem Gleichgewicht, knackste seine Selbstsicherheit ein wenig an.

Er war zwar stark und mächtig – aber im Moment auch durcheinander, und ein Kampf gegen Mr. Silver erforderte seiner Meinung nach einen klaren Kopf.

Den besaß er im Moment jedoch nicht, deshalb wollte er sich dem haßerfüllten Ex-Dämon, dem nichts wichtiger war, als ihn zu vernichten, lieber nicht zum Kampf stellen.

Das hatte nichts mit Feigheit zu tun, fand Mago. Das war lediglich ein taktischer Schachzug.

Er würde zuschlagen, wenn die Voraussetzungen für ihn günstiger waren. Wenn er geahnt hätte, daß Mr. Silver gerade jetzt seinen absoluten Tiefpunkt erreicht hatte, hätte er nicht gezögert, ihn tödlich zu treffen.

So aber zog er es vor, sich zurückzuziehen.

Vier Meter befand sich Mr. Silver noch von der Bühne entfernt, auf der Mago stand. Der Schwarzmagier umgab sich mit einem brennenden Kegel.

Mr. Silver wußte, was das zu bedeuten hatte. »Das sieht dir ähnlich, du miese Kreatur!« schrie der Ex-Dämon außer sich vor Wut.

Davonstehlen wollte sich der Jäger der abtrünnigen Hexen. Mr. Silver setzte alles daran, um es zu verhindern.

Er forcierte sein Tempo, erreichte die Bühne. Mit einem kraftvollen Sprung landete er oben auf den Brettern.

Es war ihm schon mal gelungen, den Zeitablauf anzuhalten.

Diese Fähigkeit wäre jetzt äußerst wertvoll gewesen.

Doch er konnte sich ihrer nicht mehr bedienen. Würde er überhaupt jemals wiedererstarken? Oder würde er fortan auf der Kraftstufe eines Menschen stehenbleiben?

Der Flammenkegel hüllte Mago vollkommen ein. Die brennende Luft waberte. Mr. Silver wuchtete sich vorwärts.

An manchen Stellen zerfaserte der Kegel schon. Würde es Mago schaffen? Würde ihm die Flucht gelingen?

Es sah danach aus.

Aber Mr. Silver kämpfte mit zäher Verbissenheit um den Sieg.

Seine ganze Kraft, die ihm geblieben war, legte er in den Schlag.

Die magische Streitaxt surrte durch die Luft. Senkrecht schnitt sie auf den Feuerkegel zu, in dessen Zentrum sich Mago mehr und mehr auflöste.

Und als die Schneide der gewaltigen Axt den brennenden Kegel traf, war Mago, der Schwarzmagier, nicht mehr zu sehen.

Die Axt hieb den Kegel auseinander. Das rote Glühen verging.

Aber Mago, der Jäger der abtrünnigen Hexen, war unbeschadet davongekommen.

»Verdammter Mist!« machte sich Mr. Silver Luft.

Enttäuscht drehte er sich um. Roxane eilte auf ihn zu. Er nahm sie in die Arme.

»Mach dir nichts draus, Silver«, sagte ich. »Du hast es ebenso versucht wie ich damals. Nun wissen wir es beide: Man muß wesentlich schneller sein, wenn man Mago zur Strecke bringen will.«

»Er hat trotz allem eine schmähliche Niederlage erlitten«, sagte Roxane. »Vielleicht wird ihm das eine Lehre sein.«

»Dem?« Mr. Silver lachte gallig. »Dieser gottverfluchte Satansbraten wird es immer wieder versuchen.«

ENDE

[1]Siehe